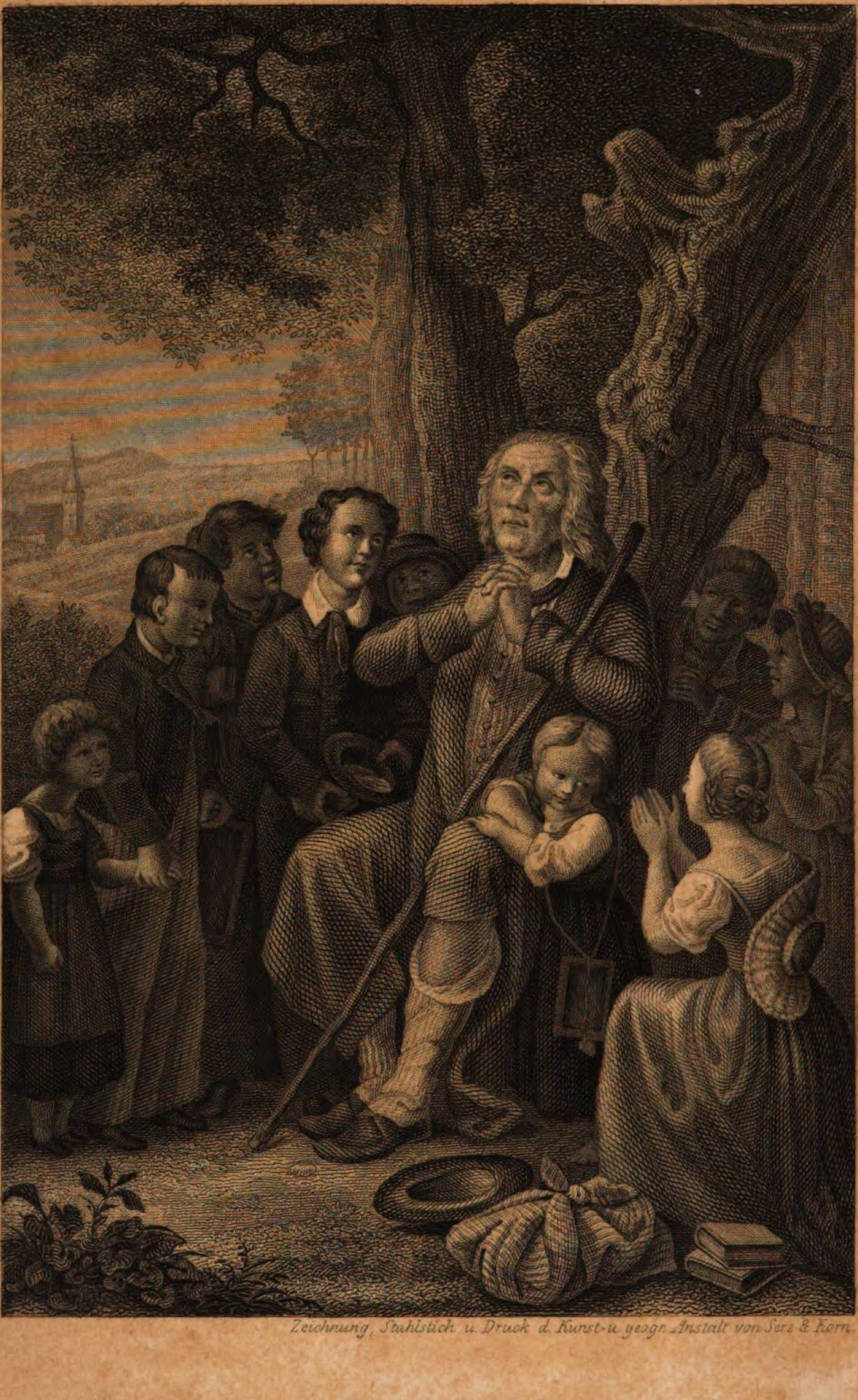
Paed. Pr.
478.

Paed. Pr.
478

Blumenkranz



Zeichnung, Stahlstich u. Druck d. Kunst-u. geogr. Anstalt von Serz & Korn.

Der Gang zur Schule.

Verlag von Joh. Prechter.

Der Blumenkranz.

Eine

Sammlung schöner Züge

aus dem Leben

frommer Kinder.

Ein Geschenk

für die christliche Jugend.

Bayerische Staatsbibliothek München.

Neuburg a. d. D.

Verlag von Johann Prechter.

1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Geliebte, theure Kinder! Euch vorzüglich und dann Euren lieben Eltern, Lehrern und Erziehern ist dies Büchlein gewidmet. — Ihr treffet darin mehrere und verschiedene Kinder an; Kinder von vornehmen und gemeinen, von reichen und armen Eltern; Kinder aus Deutschland und Frankreich und aus andern Ländern; und — was Ihr ganz besonders wohl bedenken sollt! — diese Erzählungen sind nicht erdichtet, — sie sind reine Wahrheit. — So verschieden diese Kinder nun in der angegebenen Weise von einander sind: darin sind Alle ganz Eins, daß sie sehr fromm sind. Alle belebt nur Ein und derselbe Geist. Der heilige Geist

Jesu. Dieser Geist wurde ihnen schon in der heiligen Taufe zu Theil; und sie haben Ihn in sich bewahrt dadurch, daß sie jegliche Sünde haßten und flohen. Darum sind nun diese Kinder so fromm und gut — so voll Demuth und Sanftmuth, so voll Unschuld und Liebe, so willig und gehorsam, so theilnehmend und edelmüthig, so geschmückt mit allen christlichen Tugenden, deren eine Kinderseele nur immer fähig ist. Sie sind zarte Reben an dem göttlichen Weinstocke Jesus Christus, die lieblich blühen und schon früh' so reiche Früchte tragen.

Solche fromme, gute Kinder sollet und — merkt es wohl! — könnet auch Ihr werden, wenn es Euch nur redlich und ernstlich darum zu thun ist. Denn auch für Euch ist der Sohn Gottes ein Menschenkind geworden, um Euch zu frohen, seligen Kindern Gottes zu machen. Auch Euch hat Er durch Sein Leiden und Sterben Vergebung der Sünden, Gnade und Friede Gottes, Kraft zum Guten und ewiges Leben erworben. Auch Ihr seid getauft auf Seinen heiligen Namen, und habt dadurch die Gnade des heiligen Geistes empfangen. Und wenn Ihr

nun diese Gnade nicht nur in Euch bewahret, sondern recht treulich benützet, so werdet Ihr ganz gewiß so fromm und gut — und einst so selig werden, wie diese Kinder.

Ich nenne dieses Büchlein — „Blumenkranz;“ und das mit Recht. Denn sind die Kinder, von welchen darin erzählt wird, nicht recht schön blühende und süß duftende Blumen im Garten Gottes — in der heiligen katholischen Kirche? Und ihre darin erzählten Äußerungen und Handlungen — sind sie nicht recht liebliche Blüthen, ja, wohl recht köstliche Früchte am Baume ihres inneren Lebens? — Mir haben diese Blumen, Blüthen und Früchte schon ungemein wohl gefallen; und eben weil ich glaubte, dieß könnte auch bei Euch der Fall sein, so habe ich sie gesammelt, in einen Kranz gewunden, und biete sie Euch nun so zum freundlichen Geschenke dar. — Wie sehr würde es mich freuen, wenn ich hie und da hören dürfte, daß sie auch Euch gefallen, und daß Ihr Euch bestrebet, auch in solcher Unschuld und Frömmigkeit zu wandeln und zu blühen, und so reich zu werden an Früchten der Gerechtigkeit in Christo

Jesu, wie diese Kinder! — Möge mir diese Freude werden! —

Lebt nun wohl, Ihr Lieben, Theuren! und Gottes Segen sei mit Euch, und Sein heiliger Engel leite Euch durch's Leben, bewahre Euch vor jeglicher Sünde, und stelle Euch einst unsträflich vor Sein heiliges Angesicht!

Dieß wünschet, und um dieß bethet für Euch

Der Herausgeber.

1. Kurzer Lebenslauf und seliges Ende.

Heinrich war schon in seinem vierten Jahre durch seine Fähigkeit und seinen Fleiß ohne vielen Unterricht so weit gekommen, daß er ordentlich las, seinen Katechismus in's Gedächtniß gefaßt hatte, und aus den biblischen Geschichten von Christoph Schmid gut erzählen konnte. Kaum hatte er einzelne Buchstaben schreiben gelernt, so wünschte er, etwas Zusammenhängendes schreiben zu können; nahm ganz aus eigenem Antrieb den Katechismus, schrieb das Gebeth des Herrn recht leserlich ab, und fand nachher sein Vergnügen darin, wenn er etwas schreiben durfte. Auf Alles, was ihm zu bemerken vorkam, war er recht aufmerksam. Dinge, die er nicht verstand, ließ er sich gleich erklären, und wollte immer gewissen Grund haben. Er hatte sich einen besondern Ort gewählt, wo er die Gestirne mit vielem Vergnügen beobachtete, und wußte vieles Gute darüber zu sagen. Er beschäftigte sich ungemein gerne mit dem Worte Gottes, mit erbaulichen Liedern, mit den großen Angelegenheiten des Herzens und unserer Hoffnung auf die Ewigkeit. So machte er einmal einen Vers, wor-

in er den Himmel als sein Vaterland vorstellte. Eines Tages traf man ihn allein in einem Zimmer auf den Knieen bethend an. Nachdem er sich einmal unter dem Gebethe zerstreut hatte, bestrafte er sich selbst, daß er nicht recht gebethet habe. Da er aus Uebereilung gegen eine Warnung seines Vaters gehandelt hatte, bat er Gott den Fehler auf den Knieen ab, sprang dann beruhigt und getrost auf und sagte: „es ist mir verziehen.“ Er war nicht gewohnt, nach seinem Gutdünken zu handeln, sondern auf den Willen seiner lieben Eltern zu sehen. Bei Tische hatten seine Eltern die Gewohnheit, ihn zu fragen: ob er von dieser oder jener Speise begehre? Mehrmals antwortete er: „Sie seien nur zu gut; sie möchten ihn nicht fragen. Geben sie ihm, so sei er zufrieden; geben sie ihm nichts, so wolle er auch zufrieden sein.“ Er hatte aber seine Eltern so lieb, daß er auch, wo er sah, daß sie fehlten, nicht dazu schwieg. Einstmals hatte seine Mutter im Unwillen etliche harte Worte gegen den Vater ausgestoßen; da erinnerte er sie, als sie aus dem Zimmer gieng, daß sie über den Vater nicht böse sein sollte. Man hatte ihm etwas Geld geschenkt mit der Erinnerung, Armen davon Gutes zu thun. Nun begehrte er keinen Kreuzer auf andere Art anzuwenden, sondern hüpfte vor Freuden, wenn er einen Bettler von Ferne sah, dem er Etwas schenken konnte. Dabei sah er nicht auf ein gefälliges Aussehen der Bedürftigen, sondern überhäufte gerade eine alte äußerst häßliche Person mit besonderer Liebe und bat für sie um Wohlthaten. Er war sehr gesprächig und geschäftig,

doch redete und trieb er nichts Unnützes und Thörichtes. Als ihm Jemand etwas Albernes zum Spiele geschenkt hatte, rieth ihm sein Vater, es wegzuwerfen. „Ich habe noch ein Stück,“ sagte er gleich, und warf beide zugleich vor's Fenster. Um ihm Freude zu machen, ließen seine Eltern einmal einen Knaben aus ihrer Verwandtschaft, der von seinem Alter war, zu ihm kommen; da dieser aber wilde Sitten an sich hatte, so sagte Heinrich seinen Eltern: sie sollten den kleinen Vetter nimmer kommen lassen, er sei ihm zu wild gewesen.

Endlich erkrankte er an den Pocken verlor, in dieser heftigen Krankheit das Gesicht, und näherte sich seinem Ende. Es war ihm sehr empfindlich, seine so sehr geliebte Mutter nimmer sehen zu können. Doch schien er mehr für sie, als für sich selbst besorgt zu sein. Da seine Kräfte bereits sehr geschwächt waren, hörte man ihn in der Stille davon reden, daß Jesus auch für ihn am Kreuze gelitten habe. Er sprach Mehreres von seinem gütigen Gott, unterhielt sich bald in stillem, bald in vernehmlichem Gebethe mit ihm, und ersuchte seine Mutter um ihre Fürbitte für ihn. Die bittersten Arzneien nahm er mit der größten Willigkeit. Als man in seiner Gegenwart von der Heftigkeit seiner Krankheit sprach, sagte er: „Der Herr Jesus Christus hat allen Kranken geholfen, Er wird auch mir helfen;“ und bezeugte, daß er sich von Jesus gern wolle aus dieser Welt nehmen lassen. Mit solchen Gedanken entschlief er. — Daß nur unser Ende sei wie sein Ende!

2. Die früh-reife Frucht.

Gott hat in Seinem Garten Früchte, die Er zeitigt und dann wegnimmt, ehe sie von den Menschen recht bemerkt werden. Das geschieht durch die frische Lebensluft und das Licht des göttlichen Worts und die innere Wärme des Gebeths. Zu diesen gehörte der erst vier Jahre alte Wilhelm. Seine Eltern waren gar fromme Leute, die sich immer auf den Sonntag freuten, wo sie Gottes Wort hören konnten. Wilhelm empfand dann ein besonderes Vergnügen, mit dem Vater zur Kirche und zur Kinderlehre zu gehen, und saß dabei so achtsam wie ein Erwachsener, merkte auf alle Worte des Predigers, und wußte Manches davon zu wiederholen und anzuwenden. Auch waren die Eltern gewohnt, des Morgens gleich nach dem Aufstehen auf den Knieen mit einander zu beten. Sie meinten zuweilen, das Kind schlafe noch. Sobald es aber seine Eltern bethen hörte, stand es in der Stille auf, und warf sich noch unangekleidet gleichfalls auf die Kniee, hob seine Hände empor und bethete mit. Der Vater besorgte Anfangs, das Kind möchte sich erkälten, und hieß es wieder zu Bette gehen. Es war gehorsam, aber heimlich weinte es. Dieß gieng den Eltern nahe, und sie wollten ihm nicht mehr wehren, mit ihnen zu bethen, doch unter der Bedingung, wenn es von selbst aufwache, und ungeheißen angekleidet dem Gebete beiwohne. Aber es verschlief und versäumte diesen Gottesdienst nicht. In seiner letzten Krankheit bat Wilhelm seinen Vater, er möchte für ihn beten, daß der

Herr Jesus ihn zu sich nehme. Und dieß geschah auch. Bald nahm ihn der Kinderfreund Jesus Christus zu Sich in den Himmel auf.

3. Das Tagebuch.

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Tief fühlte das der junge Philipp Doddridge (nachmals ein segensreich wirkender, hochgeachteter englischer Geistlicher.) Von früher Jugend an stets darauf bedacht, weiter zu kommen in seiner Selbstverbesserung und Heiligung, suchte er allem Guten einen festen Halt zu geben, daß es ihm nicht spurlos wieder entschwinde. Dazu wählte er das Mittel, Alles, was ihm wichtig geworden war, sowohl Gedanken und Vorsätze, als Begegnisse seines Lebens sich aufzuzeichnen, und so durch den Buchstaben gleichsam zu befestigen für die Zukunft. Das Alles kam denn von Tag zu Tag in ein eigenes Heft — sein Tagebuch. So schrieb er beim Tode seines Vaters (in seinem 13. Jahre) darein: „Gott ist mein unsterblicher Vater, welch' ein Trost ist dieß für mein Herz! Er hat bis hieher für mich gesorgt, Er wird mir gewiß ferner helfen. Möchte ich mich nur als Sein Kind auch bestreben, Ihm immer mehr durch Liebe, Dankbarkeit und Gehorsam zu gefallen!" — Ein anderes Mal: „Meine ersten Gedanken des Morgens sollen heilig und über das Irdische erhaben sein. Ich will zeitig aufstehen und Gott sogleich meinen Dank für den neugeschenkten Tag bezeugen. Ich will es mir auf's

Neue vornehmen, mein ganzes Leben nach Seinem Wohlgefallen einzurichten. Ich will keine Minute meiner Zeit unnütz verlieren, und alle unnöthigen Ausgaben vermeiden, damit ich desto mehr auf wohlthätige Handlungen verwenden kann. Wenn ich ausgehe, will ich meine Seele unterweges mit guten Gedanken zu unterhalten suchen, will mich bemühen, durch ein sanftes, mitleidiges und freundliches Betragen mich Allen, mit denen ich umgehe, angenehm zu machen. Bei der Mahlzeit will ich mäßig sein, und Gott mit Ernst für Seine unverdiente Güte danken. Ich will mich vor Stolz und Ruhmsucht hüten, und nie vergessen, daß ich Alles aus Gottes Händen empfangen habe. Ich will mich in müßigen Augenblicken fragen: welche Pflicht liegt mir jetzt ob? Welche Lebensregel habe ich jetzt Gelegenheit auszuüben?"

Diese Vorsätze schrieb er sich, wie gesagt, auf, um sie recht klar und fest sich vor Augen zu stellen. Ihr könnet euch also wohl denken, daß sie nicht bloß auf dem Papier, sondern ebenso in seinem Herzen standen, und er sie nun wie durch die Schrift, so auch durch die That bekräftigte. Gelegenheit zum Wohlthun suchte er hauptsächlich in seinen nächsten Umgebungen d. h. bei seinen Mitschülern; diesen stand er bei im Lernen, und suchte sie auf alle Weise, theils in Gesprächen, theils durch Aufforderung zu fleißigem Besuche der Kirche und Aufmerksamkeit auf die Verkündigung des göttlichen Wortes zum Guten zu erwecken. Dasselbe suchte er auch bei ganz Unbekannten, besonders bei Armen zu bewirken, die er auf seinen

Spaziergängen in ihren Häusern besuchte und mit ihnen sich unterredete. Bald theilte er ihnen von seinem wenigen Taschengeld mit, bald las er ihnen vor, bald, wenn sie dadurch nach weiterer Belehrung begierig geworden waren, lieh er ihnen von seinen Büchern. Solcher Eifer für das Seelenheil der Brüder blieb auch nicht unbelohnt, öfters wirkten seine Worte und sein Beispiel kräftig auf die Herzen. So wurde Doddridge schon als Knabe gewürdigt, ein Diener des Herrn und Hirte der Seelen zu sein, ohne daß ein Mensch ihm Anleitung oder Auftrag dazu gab, denn sein Herz war fest in der Furcht des Herrn.

4. Der bethende Königssohn.

Ferdinand II., König von Leon in Spanien, hielt es für eine seiner ersten und schönsten Lebenspflichten, den vorzüglichsten Theil der Erziehung seines Sohnes Alphons, des einstigen Thronerben, mit eigenen Händen zu leiten. Es verging kein Tag, wo nicht der fromme königliche Vater die heilsamen Lehren Jesu in das zarte Gemüth des geliebten Sohnes zu pflanzen bemüht war. „O mein Sohn!" so schloß sich meistens Ferdinands Unterricht, „denke stets daran, daß Gott dich überall sieht, und jede deiner irdischen Handlungen einst am großen Tage der Vergeltung öffentlich richten wird. Fange jede Unternehmung mit herzlicher Anrufung des göttlichen Beistandes an. Bei allen Vorfällen bemühe dich, den Willen Gottes

kennen zu lernen. Der Irrthum dringt leichter als die Wahrheit in unsere Seele ein. Das Licht der hellstrahlenden Gottheit verdunkelt keine Wolke. Das Vergangene und Zukünftige ist dem Allsehenden so bekannt, wie das Gegenwärtige, und wenn man Ihn anruft, leitet der ewig Weise die Gesinnungen der Menschen, belohnt das demüthige Zutrauen seiner Kinder dadurch, daß Er ihnen zur rechten Zeit eingiebt, was sie thun und was sie lassen müssen. Diese Lehren fanden auch in Alphons Herzen guten Grund.

Noch hatte der kleine Prinz nicht sein neuntes Geburtsfest gefeiert, als eines Tages sein Vater siegreich aus einem wider die feindlichen Mauren gelieferten Treffen in die Residenzstadt einzog. Jubelnd strömte das Volk dem geliebten, tapfern Herrscher entgegen, und wollte den vom Pferde abgestiegenen Landesvater und glorreichen Helden auf seinen Händen unter lautem Siegesjubel in die königliche Hofburg tragen. Aber Ferdinand verbat sich alle Ehrenbezeugungen, trat mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupte in die nächste Kirche, und sank im Angesichte des nachströmenden Volkes vor dem Hochaltare auf seine Kniee nieder, um dem Herrn der Heerschaaren in einem stillen feurigen Gebeth seinen innigen Dank für den herrlichen Sieg darzubringen. Als der fromme Regent sich von der Stufe des Altars erhob, erblickte er im Umwenden seinen kleinen Sohn, der noch immer auf den Knieen da lag, sein von Frömmigkeit leuchtendes Auge zum Bilde des göttlichen Welterlösers, seine Hände dankend zum Himmel empor ge-

richtet hielt, und in der Andacht des Gebeths auch nicht das Mindeste von dem, was um ihn vorging, zu bemerken schien. Allen traten Thränen der Rührung in die Augen und schweigend sahen sie auf den kleinen andächtigen Bether. Jetzt stand auch der Knabe auf, grüßte nun voll kindlicher Freude seinen Vater, und erzählte ihm, wie er aus innerem Drang seines Herzens die Burg verlassen, und zu der Menge der Bethenden in der Kirche habe gehen müssen, um mitzubethen. Das freute den Vater mehr als sein Sieg, und gleich einer köstlichen Siegesbeute drückte er das Kind, eine wahre Gottesgabe, an sein Herz, und trug es unter neuem Jubel des sich mitfreuenden Volks in seine Burg.

5. Das tägliche Brod.

An dem jungen Poppo bewährte es der liebe Gott auch recht, wie Er sich jederzeit finden läßt von denen, die Sein Angesicht suchen. Seinen Vater verlor er als ein kleines Kind, seine Muter in seinem neunten Jahre, und sein Vormund betrog ihn um all das Seinige. Von allen Menschen verlassen stand nun der arme Knabe da, kein Freund wollte sich seiner erbarmen. Eine alte äußerst arme Tante, die selbst so dürftig war, daß sie sich kümmerlich mit Wollspinnen ernährte, nahm ihn zu sich. Hier aß er vier Jahre lang am Tische der Armuth; aber gar oft mangelte der Armen, welche den verlassenen Waisen zu sich genommen hatte, selbst das trockne Brod. Nicht selten,

wenn Poppo von der Schule kam und nun um sein Mittags- oder Abendbrod bat, bekam er von seiner Tante die Antwort: „Lieber Junge, ich habe noch nicht abgesponnen; wenn die Spule voll sein wird, dann will ich gehen und sehen, wo ich das Gespinnste verkaufe, und dir dafür etwas zu essen schaffe. Geh' du indessen auf den Boden, kniee nieder, und bethe zu dem lieben Gott, daß ich Jemand finde, der es mir abkauft.“ So lernte der Knabe auf Gott trauen, täglich um sein Brod bitten, und der himmlische Vater hat ihn nie hungern lassen.

So wenig diese selbst arme Frau im Aeußerlichen für den Knaben thun konnte, so war doch ihr Tod, der nach einigen Jahren erfolgte, für ihn sehr schmerzlich. Bisher hatte er in Eisenach die Schule besuchen und seine Lernbegierde befriedigen können, aber der Tod seiner armen Wohlthäterin trieb ihn aus der Stadt, und ein entfernter Freund seiner Mutter, der in der Nähe eine Pachtung hatte, nahm den 13jährigen Knaben zu sich, um die Pferde zu hüten. Doch dieses Amt eines Pferdehirten begleitete er nicht lange. Er hatte einige Schulbücher von Eisenach mitgenommen, und wenn er nun seine Pferde hütete, so las er in denselben, um das Gelernte nicht zu vergessen. Einst vertiefte er sich in seinem Buche so sehr, daß er es nicht bemerkte, wie seine Pferde sich schlugen. Eines davon wurde lahm geschlagen. Der Schaden wurde seiner Nachlässigkeit beigemessen; er wurde daher von seinem ergrimmten Vetter hart gezüchtiget, aus dem Hause gejagt, und so, als ein 13jähriger Knabe, ohne allen menschlichen Beistand in die weite Welt hinausgestoßen.

Unter vielen Thränen gieng er nach Eisenach zurück, und bat Gott herzlich, daß Er ihn nicht verlassen möchte. Dort lief er auf der Straße herum. Schon war der Mittag vorüber, aber noch hatte er keinen Bissen gegessen, noch wußte er nicht, wo er einen Bissen Brod oder ein Obdach finden würde. Aber sein ganzes inneres Gefühl war Gebeth und Vertrauen auf Gott, und des Verlassenen Flehen wurde erhört. Nachmittags begegnete dem stillweinenden Knaben ein ehrwürdiger alter Mann. Er blickte ihn an: „Bist du nicht des seligen Advokaten Poppo Sohn?“ fragte er ihn: „Wo bist du jetzt, wie geht es dir?“ — Durchdrungen vom jammervollen Zustande des Verlassenen heißt er ihn willkommen. Es war der Rektor der Schule. Er gab ihm zu essen, sorgte daß er in eine Erziehungs-Anstalt für arme Studierende kam, und verschaffte ihm Wohlthäter. Seine Anstrengung, seine zunehmende Geschicklichkeit, seine ungeheuchelte Frömmigkeit erwarben ihm immer mehr gute Freunde. Bald fand er in dem Hause des fürstlichen Kammerdieners Purgold, dessen Knaben er unterrichtete, einen Aufenthalt, wo für seine Bedürfnisse gesorgt wurde.

Diese und später manche andere Erfahrungen stärkten sein Vertrauen auf Gottes väterliche Gesinnungen gegen ihn, und damit wurde er auch in seinem ganzen Leben durch keine der Prüfungen, die ihm der Herr noch schickte, zu Schanden. Er sprach es oft mit gerührtem Herzen aus: „Herr, Du leitest mich nach Deinem Rath, und nimmst mich endlich mit Ehren an!“

6. Die Fußwaschung.

Nichts kann das Herz so mächtig zur Demuth neigen, als das Beispiel unsres sich selbst erniedrigenden Herrn und Heilandes Jesu Christi, der Sich Seiner göttlichen Herrlichkeit entäußerte, um uns aus dem Elend zu helfen. Wer sich diese Liebe recht lebendig vergegenwärtigt, fühlt sich erhoben über alle Rücksichten, welche die Menschen oft in Ausübung menschenfreundlicher Absichten hindern. Casimir, der vermöge seiner hohen, fürstlichen Abstammung weit über allen Knaben seines Alters stand, erfuhr dieß frühe. Er las einst für sich allein mit besonderer Aufmerksamkeit das Evangelium vom grünen Donnerstag, und verweilte tiefgerührt bei der Schriftstelle, worin erzählt wird, wie Jesus Seinen Jüngern, als ihr Meister, die Füße gewaschen habe. „Wie!" rief er aus, „wenn es der Sohn Gottes, der Eingeborne des himmlischen Vaters, des Königs aller Könige, wenn es Jesus, der Lehrer und Heiland der Welt, nicht unter Seiner Würde hielt, Seinen Jüngern die Füße zu waschen, warum sollen irdische Königssöhne Anstand nehmen, an ihren Untergebenen ebenso herablassend, wohlthuend, menschenfreundlich zu handeln, und so das von Jesus ihnen zur Nachahmung gegebene Beispiel am Fuße ihres irdischen Thrones nachzuahmen?" — Er beschloß sogleich, dieß in seinem Theile auszuüben, sagte aber Niemand davon als einem alten Diener, der ihm zur Ausführung seines Vorhabens behülflich sein sollte. Da er wenig Geld hatte, so versetzte er einen

kostbaren Ring für eine baare Summa bei einem Goldschmid. Als der grüne Donnerstag kam, war Alles zur Ausführung bereit; auf seinem Zimmer war ein mit Speisen gedeckter Tisch, um welchen zwölf Stühle standen, auf deren jedem ein vollständiger Knabenanzug lag. Die Knaben, welche sich damit bekleiden und dann gespeist werden sollten, traten in das Zimmer und blickten staunend über das, was sie gehört hatten und wirklich sahen, einander an, bald aber mit einem noch höhern Staunen auch den Prinzen, welcher an einem ihrer dürftigen Kameraden mit gebeugten Knieen die Fußwaschung vornimmt. Die armen Knaben waren so überrascht von diesem unerwarteten Begebniß, und so bewegt von der Handlung des vornehmen Knaben, daß sie kein Wort hervorbringen konnten, sondern nur durch den Ausdruck ihrer Mienen ihm dankten, als sie die neuen Kleider aufhoben, als sie zum Tische hinrückten, der Königssohn sie bediente, und nach geendigtem Essen sie noch mit Geld beschenkte. Zu solcher Demuth suchte ihn auch sein trefflicher Erzieher Liborius durch das Vorbild des Erlösers in allen Stücken anzuleiten, und wie sehr dieses bei Casimir ihm gelang, erhellt aus folgendem Briefe, den dieser in reiferem Alter an ihn schrieb: „Daß ich aus einem altadeligen, berühmten, königlichen Geschlecht abstamme, was in den Augen so mancher Weltmenschen großen Werth hat, kann für mich nur den haben, den allenfalls eine leere mit Goldflittern überzogene Nußschale hat. Bleibt sie leer, so wird und kann sie der Kenner nicht achten; aber leget in ihre

Höhlung eine große edle Perle, und die Schale wird des kostbaren Inhaltes wegen einen bedeutenden Werth erhalten. Heil Dir daher und ewiger Dank, edler, frommer Vater, Dir, Hochwürdiger Freund und Jugendlehrer, Liborius! Du legtest als mein Lehrer und Erzieher die edle Perle des christlichen Unterrichts in die leere, übergoldete Schale meiner glänzenden Geburt; du machtest mich zum Herrn über meine sinnlichen Begierden, und zeigtest mir, daß, wenn alle irdische Hoheit und Herrschergewalt zerstäubt, einzig und unvergänglich sei und bleibe die himmlische Würde eines durch Christum geheiligten Wesens."

7. Das zerbrochene Körbchen.

Ist dir ein hartes Wort entfahren, o so schäme dich nicht, es zurückzunehmen und wieder gut zu machen.

An einem schönen Frühlingstage gieng Pauline vor das Thor spazieren. An ihrem Arme trug sie ein niedlich gearbeitetes Körbchen von Stroh, welches sie zu ihrem Namenstage von ihrer Tante erhalten hatte. Sie hatte eine rechte Freude daran, und hätte dasselbe um Vieles nicht hergegeben. Nun begegnete ihr Anna, ihre Freundin; diese freute sich über das schöne Geschenk der Tante und betrachtete es genauer. Da sprang plötzlich ein großer Hund zwischen Pauline und Anna durch, so daß sie beide fast zu Boden gefallen wären, und Anna erschrack so sehr, daß sie das Körbchen auf den Boden fallen ließ.

Der Hund kehrte sich schnell um und trat auf das Körbchen, welches dadurch aus seiner schönen Form gebracht und etwas zerbrochen wurde. Da ward Pauline bleich vor Zorn, schlug die unschuldige Anna mit der Hand in's Gesicht und gab ihr recht harte Worte. Anna weinte und entfernte sich.

Am Abende, als Pauline zu Bette gieng, besah sie noch einmal das vorher schöne Körbchen, das nun verdorben war. In der Stille des Abends dachte sie noch einmal über den Hergang der Sache nach, und ihr Gewissen sagte ihr, daß sie gefehlt habe, Anna aber an ihrem Schaden unschuldig sei. Pauline weinte, sie erkannte ihr Unrecht, und es that ihr nun wehe, das sanfte Mädchen so sehr beleidigt zu haben. Die ganze Nacht konnte sie nicht schlafen, und sann immer nach, wie sie die Beleidigung wieder gut machen sollte. Schnell stand sie am Morgen auf, kleidete sich an, gieng an ihre Kommode, nahm ein Büchlein daraus und eilte die Treppe hinab. Sie gieng gerade in Anna's Wohnung, und bat die Magd, sie herabzurufen. Anna kam. Da weinte Pauline und sprach: „Liebe Anna! Ich habe gestern in der Hitze dich beleidigt wegen des verdorbenen Körbchens; allein ich sehe ein, daß du die Schuld nicht trägst. Verzeihe mir, ich bitte dich recht herzlich, und sei mir wieder gut! Es würde mir viel Freude machen, wenn du dieses Büchlein von mir annehmen wolltest; ich würde dann erkennen, daß du mir verziehen hast.“ Anna war gerührt, gab Paulinen die Hand und sagte: Ich weiß wohl, liebe Pauline, daß nur

die Hitze und Uebereilung dich zu der gestrigen Handlung verleitete, und habe dir schon lange verziehen. Von Herzen bin ich dir gut." — Anna nahm das Büchlein; es war die schöne Geschichte des Blumenkörbchens. Sie las dieselbe öfters, und schrieb den Denkspruch hinein:

Wirst du beleidiget, so schreib' es in den Sand,
Und biete deinem Feind zum Frieden schnell die Hand.

8. Das Gespräch am Bache.

Elise, die Tochter eines Kaufmanns in Bayern, war so durchdrungen von der lebendigen Ueberzeugung, daß ein Kind seinen Eltern die vollkommenste Hochachtung und den strengsten Gehorsam schuldig sei, daß sie nicht nur selbst sie auf jede Weise ehrte und ihnen in Allem gehorchte, sondern auch diejenigen Kinder am liebsten zu Gespielen hatte, an denen sie dieselbe Gesinnung wahrnahm, über ungehorsame und unehrbietige dagegen sich betrübte, und sie, so gut sie konnte, auf den rechten Weg zu bringen suchte. So beklagte sich einst in ihrer Gegenwart ein Mädchen ihres Alters in den unartigsten Ausdrücken über seine Eltern. Es war im Garten eines Wirthshauses, wohin an einem Feiertag mehrere Familien aus der Stadt einen Spaziergang gemacht hatten, um auch ihren Kindern eine Freude zu bereiten. Die Kinder spielten auch voller Lust auf dem schönen grünen Platz; da kam jenes Mädchen dazu mit ganz verdrießlichem, zornigen Gesicht, und

fing an: „Ich bin meinen Eltern gar nicht mehr gut, immer wollen sie mir befehlen, und ich weiß doch selbst, was ich zu thun habe!“ Elise erschrack, als sie diese und ähnliche Reden hörte, faßte sich aber und sagte nach einer Weile freundlich zu dem Mädchen: „Wollen wir nicht mit einander zu dem schönen Bach dort gehen?“ Das Mädchen gieng gern mit; am Rande des Bächleins standen schöne Blumen in Menge; Elise brach eine und fragte: „Wer hat wohl dieß Blümlein so schön gemacht?“ Das Mädchen antwortete: „Der himmlische Vater.“ Elise: „Hast du auch den himmlischen Vater lieb?“ „Ja wohl,“ sagte Jene. „Aber wie kannst du denn gegen die Eltern, die Er dir gegeben hat, so undankbar und lieblos sein, und ihnen nicht gehorchen wollen, da Er sie doch dir vorgesetzt hat zu deinem eigenen Wohl? Sieh', liebe Marie, willst du glücklich sein, so mußt du deine Eltern ehren vor allen andern Menschen, und ihnen durch Gehorsam Freude machen. Sie sind ja so gut gegen dich, sorgen in Allem für dich, und wollen nichts als ein gutes Mädchen aus dir machen. Erkenne doch, daß sie deine größten Wohlthäter und weiser und erfahrener sind als du, ehre sie nach Gottes Wort, so wirst du lange und glücklich leben. Willst du dieß thun?“ Weinend stand das Mädchen da, als Elise so zu ihr redete, und auch ihr Auge wurde naß; Marie gelobte, ihren Eltern fortan willig zu gehorchen, und ihnen mit aller Achtung zu begegnen, und so kehrten sie unter freundlichen Gesprächen zur Gesellschaft zurück. Elisens Eltern bemerkten, daß sie geweint, und fragten sie

darum, allein sie versicherte nur, daß ihr nichts geschehen sei und sie ruhig sein dürfen. Dennoch wurde ihr Gespräch den Eltern bekannt; das reumüthige Mädchen hatte den Vorgang ihren Eltern erzählt, und diese der Mutter Elisens. Daher Elise nicht wenig betroffen war, als sie nach einigen Tagen, aus der Schule kommend, von ihrer Mutter mit den Worten empfangen wurde: Gott segne dich, liebe Tochter, und lasse es dir wohlgehen, denn du achtest deine Eltern, und hast einer Verirrten den Weg zum Guten gezeigt!"

9. Die Blumen-Sprache.

„Sehet die Lilien des Feldes an," sagt der Heiland. Sehet sie an und freuet euch ihrer; sie sind gemacht zur Freude und zum Wohlgefallen, und wie sie euch freuen, so könnet ihr auch Andern, besonders den lieben Eltern, Freude damit machen. Das verstand besonders der kleine Ludwig, das Söhnlein des unglücklichen Königs Ludwig XVI.; er durchstreifte jeden Morgen die Lustgärten von Versailles (Wersallj), und sammelte alle die schönsten Blumen, um sie der Mutter auf ihren Tisch zu legen, ehe sie erwachte. Hielt ihn unfreundliches Wetter von dieser Blumenlese ab, so sprach er traurig: „Es geht mir heute recht unglücklich, ich habe Nichts für meine liebe Mutter thun können!" Auf den Geburtstag der Mutter wünschte der Vater, er sollte ihr einen ausgezeichnet schönen Strauß mit einem Glückwunsch überreichen, den ihm

sein Herz und sein eigener Verstand eingeben würden. Darauf erwiederte der kleine Louis: „Ich habe in meinem Garten Immergrün, lieber Vater; dieß will ich der Mutter geben und dabei sagen: Liebe Mutter! dein Leben möge dieser Pflanze gleichen.“

Einst hatte er auch Ringelblumen in sein Sträußchen gebunden. Diese Blumen heißen im Französischen **souci** (Sorge), und gelten daher auch für Sinnbilder des Kummers. Erst beim Ueberreichen seines Geschenks fällt dieß dem Prinzen ein, da erschrack er, und riß schnell die bedeutungsvollen Blumen heraus, indem er sagte: „Meine liebe gute Mutter, du hast der Sorgen schon genug!“ Ein andermal trat ein Herr vom Hof zu ihm, als er in seinem Gärtchen arbeitete; er grub da mit solcher Anstrengung, daß ihm die hellen Schweißtropfen über die Stirne rannen. „Warum geben Sie Sich doch so viele Mühe, Prinz!“ sagte dieser, „Sie dürfen ja nur einem Gärtner befehlen, wie er es machen soll.“ Darauf versetzte Louis: „Das könnte ich allerdings wohl, allein meine Blumen würden meiner lieben Mutter lange nicht so angenehm sein, wenn sie ein Anderer wartete.“

10. Leiden eines Königs-Sohns.

Ludwig Karl, Dauphin (Kronprinz) von Frankreich, derselbe, der mit seiner Mutter eine so zärtliche Blumensprache redete, war **1789**, wo die französische Revolution ausbrach, erst vier Jahre alt, ein Knabe von zierlichem

Wuchse, edlem, freundlichem Gesicht, den Kopf mit schönen Locken umwallt, welche bis auf die Schultern hinabfielen. Alles suchte ihm Freude zu machen, Alles lächelte ihn an. Vater und Mutter nahmen ihn liebkosend in die Arme, und sahen seinen unschuldigen Spielen zu. Wenige Kinder gaben so große Proben von Verstand und Lernbegierde. Die Eltern und alle aufrichtigen Freunde des Vaterlandes hegten die freudigsten Hoffnungen von diesem Prinzen. Aber die Leidens-Stunde hatte für diese ganze Familie geschlagen. Es begannen die Greuel der Revolution; Bösewichte reizten das Volk auf gegen seinen König und rissen seine Gewalt an sich; unzählige Menschen wurden durch sie gemordet; auch der königlichen Familie drohte große Gefahr. Sie mußte auf Verlangen des gegen sie aufgereizten Pöbels von ihrem Schloß in Versailles nach Paris ziehen. Die treue königliche Leibwache wurde von dem wüthenden Volke angegriffen, und mehrere davon vor den Augen des Königs ermordet; ja selbst bis zum Schlafzimmer der Königin drangen die Rasenden, und drohten ihr den Tod. Alles dieß sah der junge Prinz mit an, hörte das brüllende Toben der empörten Menge und schmiegte sich bebend an die Mutter. Diese nahm den theuern Sohn auf den Arm, und zeigte ihn dem erbitterten Volke, das schon mit Spießen auf sie eindrang, und siehe — wie die Mörder das Kind auf ihrem Arm erblickten, ließen sie die Waffen sinken und wichen zurück. In Paris sah der Prinz die guten Eltern immer trüb und tief bekümmert, die Mutter oft in Thränen. Das schnitt ihm in's Herz,

daß die lieben Eltern so betrübt sein sollten, und er weinte auch bitterlich. Endlich flohen sie bei Nacht mit dem Kinde, aber sie wurden eingeholt, von nun an strenger bewacht und ganz als Gefangene behandelt. Immer schrecklicher wurde nun die Empörung; sie entsetzten den König seiner Würde und warfen ihn mit seiner ganzen Familie in einen Thurm, wo sie lange in Gefangenschaft schmachteten. Hier durfte den Prinzen keiner seiner Gespielen besuchen. Der Vater unterrichtete ihn täglich einige Stunden und ließ ihn Landcharten illuminiren. So vergieng ein trüber banger Tag um den andern. Indessen machte man dem König den Prozeß, der unglückliche Monarch ward zum Tode verurtheilt. Eine starke Wache kam, ihn zum Blutgerüste abzuholen. Er durfte seine Familie nicht mehr sehen; der Prinz wollte ihn nicht lassen, nur mit Mühe konnte der Vater ihn bewegen, sich von ihm zu trennen. Kaum war aber die Kutsche, die der König bestiegen hatte, weggefahren, so sprang Prinz Ludwig, den die Mutter nicht länger zurückhalten konnte, mit größter Schnelligkeit die Treppe hinab; die unten stehende Schildwache ließ ihn nicht weiter. „Bitte, bitte!“ — sagte das Kind — „laß mich gehen; ich will auf die Straße, da will ich neiderknieen und die Leute bitten, daß sie meinen Vater nicht ermorden.“ Umsonst, er sah seinen unglücklichen Vater nie wieder. Der Prinz war damals acht Jahre alt. Einige Zeit darauf wurde auch seine Mutter von ihm getrennt und in ein anderes Gefängniß gebracht; er blieb mit

Schwester und Tante allein in dem düstern Thurme. Vergebens bat er seine Wächter Tag für Tag flehentlich, daß sie ihn doch zu seiner Mutter bringen möchten; er wurde nicht gehört. Einst ließ man ihn den lärmenden Zug bei einem Feste mit ansehen, welches von dem Volke gefeiert wnrde. „Geschieht dieß vielleicht," fragte er, „um auch die Mutter in den Himmel zum Vater zu bringen?" Hierauf weinte er sehr, und man hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen. Endlich kam die Zeit, wo auch über seine Mutter das Todesurtheil ausgesprochen wurde. Sie durfte vor ihrem traurigen Ende ihre Kinder nicht mehr sehen, so sehr sie auch bat und flehte. Nach der Hinrichtung aber setzten die Unmenschen das Kind in einen Wagen, führten es auf den Richtplatz, zeigten ihm die Köpfmamaschine (Guillotine) „und erklärten ihm, wie seinen Eltern der Kopf damit abgeschlagen worden sei. Er sah mit weinenden Augen ihr Blut auf der Erde, und der Wagen rollte darüber hin. Mit rauher Stimme sprach sein Führer zu ihm: „Sieh, dieß war das Schicksal deiner Mutter und deines Vaters; auch dir wird es nicht besser gehen, wenn du dir es jemals einfallen läßt, König werden zu wollen, oder auch nur gegen die Gesetze der Republik zu handeln." Nun wurde Ludwig wieder zurück in den Thurm gebracht, und in eine Kammer gesperrt. Noch eine Zeit lang blieb ihm seine Schwester und Tante; aber auch letztere, die nie einen Menschen beleidigt hatte, wurde endlich zur Schlachtbank geführt, die Schwester aber zu ihren Verwandten nach Deutschland gesandt. Nun hatte

der Arme Alles verloren, was ihm lieb war. Die unmenschlichen Gewalthaber peinigten das unschuldige Kind, wie keine Wilden es gethan haben würden. Ludwig aber blieb immer ruhig und geduldig, und sah zum Himmel, wohin Alles gegangen, was ihm lieb und theuer war. Seine einzige Gesellschaft war ein Schuhflicker Namens Simon, ein unwissender, rauher, abscheulicher Mensch, und einer von den vielen Bösewichtern, die damals Alles vermochten. Dieser Unmensch machte es sich zu einem ganz eigenen Geschäfte, die Seele und den Körper des unglücklichen Kindes zu verderben. Er ließ ihn Branntwein in Menge trinken, um ihn dumm und krank zu machen. Lange widerstand jedoch die gute Natur des Prinzen den üblen Folgen dieses verderblichen Getränkes, und Simon selbst mußte noch vor ihm sterben. Sein Kopf fiel unter der Guillotine. Nun wurde das arme Kind zwei andern Barbaren übergeben, die es Tag und Nacht bewachten, und für dessen sichere Aufbewahrung haften mußten. Um desto gewisser zu sein, wurde die Kammer des kleinen Gefangenen verschlossen und verriegelt. Es wurde in der Wand ein Loch mit einem Schieber angebracht, durch welches man ihm das Essen hinein schob. Der Prinz mußte, wenn er dasselbe zu sich genommen hatte, die Schüssel wieder durch das Loch zurück geben. Niemand kam in seine Kammer; nicht einmal das Bett wurde ihm gereinigt und gemacht. So brachte der arme unglückliche Prinz sein trauriges Leben auf einem ekelhaften, elenden Lager hin, und da auch seine Kammer nie

gereinigt wurde, so läßt es sich leicht denken, in welchem Zustande er sich befand. Sobald es dunkel ward, rief man ihm zu, daß er sich schlafen legen solle; denn niemals wurde ihm ein Licht gegeben. Da sank dann der Knabe auf seine Kniee, faltete die Hände, und verrichtete ein herzliches Nachtgebeth, welches ihn seine Mutter immer zu thun gelehrt hatte. Dann legte er sich nieder, obwohl er gerne noch gearbeitet oder Landkarten illuminirt hätte, wie einst bei seinem guten Vater. Kaum aber war er eingeschlafen, so ließ sich wieder eine donnernde Stimme hören: „Cabet! wo bist du?" Der arme Knabe antwortete schlaftrunken: „Hier bin ich!" — „Komm her, daß ich dich sehe," rief der Unmensch. Das zitternde Kind kam halb nackt an die aufgeriegelte Thüre. „Du kannst dich wieder niederlegen" — sagte man mit rauher Stimme. Nach einigen Stunden erschallte von Neuem der Ruf: „Cabet! wo bist du?" Und so wurde dem unglücklichen Königssohne nicht einmal der Trost aller Unglücklichen, der Schlaf, vergönnt. Doch klagte er niemals; mit unaussprechlicher Geduld und frommer Ergebung duldete der Knabe diese grausamen Plagen, bis seine Natur unter den fortdauernden Leiden erlag; er starb am 8. Juni 1795, zehn Jahre und drei Monate alt. Er kränkelte schon seit längerer Zeit, bekam eine Geschwulst am rechten Knie und an der linken Hand, und — aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sein Tod noch durch Gift befördert. So welkte dieser liebliche Sprosse eines königlichen Stammes unter den rohen Mißhandlungen der Menschen, um unter der

väterlichen Hand des himmlischen Gärtners dort wieder aufzublühen, wo kein Wechsel des Blühens und Verwelkens mehr ist.

---

11. Das Stiefkind.

Gregor Willmer verlor seine rechtschaffene Mutter sehr früh; als er 13 Jahre alt war, heirathete sein Vater wieder, und Gregor bekam dadurch eine sehr schlimme Stiefmutter. Der stille Knabe mochte thun und treiben, was er wollte, er konnte es ihr nie recht machen, und Schimpfwörter und Schläge waren nicht selten sein Empfang bei ihr. Selbst den Vater nahm sie gegen ihn ein, indem sie seine Fehler vergrößerte, und brachte ihn öfters dazu, den Knaben zu strafen, wo er es nicht verdient hatte. Dabei erhielt er schlechtere Kleider und Speisen als die Geschwister — oft kaum genug. Dennoch klagte er nie, begegnete den Geschwistern liebreich und seiner Mutter mit aller Ehrerbietung, indem er dachte: „es ist doch meine Mutter, welche zu ehren mir Gott befohlen hat.“ Zur Faschingszeit buk die Mutter Kuchen, man setzte sich an den Tisch, aß und war fröhlich, wer aber nichts bekam, das war Gregor. Das that weh; doch verschmerzte er's, gieng in's Kämmerlein und lernte indeß seine Schulaufgaben. Allein was geschah? Nach etlichen Tagen wurde die Mutter krank; da mußte man nun Gregor sehen: als ob sie immer auf's Pünktlichste für ihn gesorgt hätte, wartete er nun ihrer, und blieb die ganze Zeit, die er von

der Schule frei hatte, um ihr Bette. Dieß rührte das Herz der Mutter, sie ergriff seine Hand und sagte: „Gregor, ich habe dir oft wehe gethan; du hast es nicht verdient: was du mir jetzt thust, überzeugt mich davon am besten. Du bist ein gutes Kind. Vergieb mir!" Gregor schoß bei dieser Rede der Mutter das Wasser in die Augen, und er versicherte sie, daß er sie immer geliebt habe als seine Mutter, und sie in ihrer Krankheit nie verlassen werde. Wenn hinfort die Mutter je noch einen Unterschied zwischen Gregor und den übrigen Geschwistern machte, so war es der, daß sie ihn mit besonderer Regung der Liebe ansah; das machte: er hatte feurige Kohlen auf ihr Haupt gesammelt.

---

12. Die verschmähte Arznei.

Zu einer Zeit, wo die Frucht mißrathen war und alle Lebensmittel in sehr hohem Preise standen, gieng es dem armen Taglöhner Bertrand recht hart. Er hatte sechs kleine Kinder, und vermochte mit aller Anstrengung nicht so viel zu verdienen, um sich und ihnen Brod genug anzuschaffen. „Liebe Kinder," sagte er daher einmal, als er nach Hause kam, „seht, dieß Stück Brod ist mein ganzer Taglohn; sättigen kann es euch nicht, doch wird es euch vor dem Hungertode schützen." Und unter Thränen schnitt er es in sieben Theile, jedem der Kinder gab er einen Theil, und einen behielt er für sich. Amand aber wollte nichts nehmen, weil er nichts essen möge und nur

zu Bette zu gehen wünsche. Der Vater brachte ihn zu Bette und gieng am andern Tag voll Bekümmerniß zu einem Arzt, den er bat, nach seinem Kinde zu sehen. Der Arzt kam auch, obwohl er wußte, daß er für seine Mühe von dem armen Manne nichts zu hoffen habe. Er fühlte dem Knaben den Puls, fand, daß er nicht krank, wohl aber sehr schwach sei, und wollte ihm daher zur Stärkung einen Trank verschreiben. Allein Amand bat ihn, dieß nur zu unterlassen, da er die Arznei doch nicht nehmen würde. „Du würdest den Trank nicht nehmen?" fragte der Arzt erstaunt, „und warum nicht?" Amand wollte dieß durchaus nicht gestehen, bis der Arzt drohte, seinen Vater darum zu fragen. Jetzt bat ihn Amand flehentlich, dieß nicht zu thun, er wolle ihm lieber Alles sagen, nur möchte er zuvor die Geschwister hinausgehen heißen. Dieß geschah, und nun entdeckte er ihm: er sei nicht krank, sondern er habe es nur nicht über's Herz bringen können, etwas zu essen, während der Vater und die Geschwister hätten Hunger leiden müssen. Aber daß nur ja der Vater nichts davon erfahre! „Wenn du aber nichts issest, mein Kind, so wirst du bald sterben müssen," sagte der Arzt; allein Amand antwortete: „Ich spüre es wohl, aber ich will gerne sterben; mein Vater wird dann einen Mund weniger zu füllen haben, und wenn ich bei dem lieben Gott bin, will ich Ihn bitten, daß Er meinen kleinen Geschwistern zu essen gebe." Im Innersten bewegt, drückte der Arzt den Kleinen an's Herz und sagte ihm: „Du wirst nicht sterben, mein Kind, Gott will euch helfen,

dazu hat er mich hieher geführt.“ Er entfernte sich nun und kam bald wieder, begleitet von einem Bedienten, der einen Korb voll Speise trug. Nun durften sie alle zu Tische sitzen, und wieder einmal zur Genüge essen. Der Arzt ergötzte sich an ihrem Behagen, und verhieß Amand bei'm Weggehen, daß es ihnen nie wieder fehlen sollte. Er und andere gute Leute schickten nun fortwährend Nahrungsmittel, Geld, Kleider und was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, und selbst der Fürst, der den Vorfall erfuhr, versprach, als Vater für das Kind zu sorgen.

13. Fasten bei vollem Tische.

Ein Knabe Namens Belcombe, von adeliger Herkunft, aber arm, der in die Pariser Militärschule aufgenommen worden, genoß mehrere Tage lang nichts als Suppe, trocknes Brod und Wasser. Der Aufseher, welcher dieses sonderbare Betragen wahrnahm, verwies es ihm, indem er glaubte, daß eine falschverstandene Religiosität die Ursache dieses Betragens sei. Der Knabe schwieg und setzte seine Lebensart fort, ohne sein Geheimniß zu entdecken. Der Oberintendant, durch den Aufseher hievon benachrichtigt, ließ den jungen Zögling zu sich kommen, stellte ihm sanft vor, wie nöthig es sei, alle Sonderbarkeiten zu vermeiden, und sich nach den in dieser Anstalt einmal eingeführten Gebräuchen zu richten. Der Knabe erklärte sich nicht näher, warum er sich so verhalte; erst

als der Oberaufseher drohte, daß er ihn, wenn er sich nicht ändere, wieder zu seiner Familie zurückschicken wolle, sagte er: „Ach mein Herr, wenn Sie die Ursache wissen wollen, warum ich so handle, so will ich es Ihnen sagen. In meinem väterlichen Hause aß ich bisher schwarzes Brod in sehr kleinen Portionen, und wir hatten nichts als Wasser zu trinken. Hier esse ich gute Suppe von schönem weißem Brod, und bekomme davon, so viel ich will. Ich finde, daß dieß sehr köstlich gespeist ist; so oft ich nun an den armseligen Zustand meiner Eltern denke, erneuert sich in mir der Entschluß, nicht mehr als diese zu essen." Die beiden Aufseher konnten die Thränen nicht zurückhalten, als sie das gefühlvolle Herz und die Standhaftigkeit dieses Kindes bemerkten. Der Oberaufseher fragte ihn hierauf: „Wenn dein Vater bei der Armee gedient hat, erhält er denn keine Pension (Ruhegehalt)?" „Nein!" erwiederte der Knabe, „schon seit Einem Jahre hat er darum nachgesucht, ohne seinen Zweck erreicht zu sehen, jedoch will er in seinen armseligen Umständen lieber schmachten und Noth leiden als Schulden machen, die er nicht bezahlen kann." „Gut," versetzte der Oberaufseher, „wenn das, was du sagst, so wahr ist, als es zu sein scheint, so verspreche ich dir, daß ich mich verwenden will, ihm 500 Livres (242 Gulden) auszuwirken. Indessen, da deine Eltern nicht ihr gehöriges Auskommen haben, ist wahrscheinlich dein Geldbeutel auch nicht gut angefüllt, nimm also zu deinem Taschengeld diese drei Louisdor, die ich dir im Namen des Königs reiche; was deinen Vater betrifft,

so werde ich ihm auf sechs Monate Pension vorausschicken, welche ich auf sein ganzes übriges Leben für ihn zu erhalten versichert bin!" „Mein Herr!" erwiederte ihm das Kind, „wie werden Sie im Stande sein, ihm das Geld zu schicken?" „Darüber beunruhige dich nicht," antwortete der Oberintendant, „ich werde hiezu schon Mittel und Wege finden." „Weil Sie denn," sagte das Kind, „diese Güte haben, so schicken Sie ihm doch auch diese drei Louisdor, welche Sie mir eben gegeben haben. Ich habe hier ja Alles im Ueberfluß. Dieses Geld würde mir nichts nützen; meinem Vater aber wird es für seine übrigen Kinder sehr zu Statten kommen."

---

14. Die junge Mutter.

Daß ein eilfjähriges Mädchen ohne alle Unterstützung nicht nur sich selbst mit ihrer Hände Arbeit ernährt, sondern auch noch einen erst anderthalbjährigen Bruder mit derselben Sorgfalt, wie eine Mutter, aufzieht, ist gewiß selten. Zu diesen Seltenen gehörte aber Franziska Larochebaucour (Laroschbokur) zu Angoumois (moa) in Frankreich. Ihre guten Eltern, die schnell nach einander gestorben waren, hatten ihr außer dem theuern Vermächtniß — dem kleinen Brüderlein — gar wenig hinterlassen; eine kleine Hütte mit einem Gärtchen am Ende des Dorfes und einiger Hausrath war Alles. Freunde der Eltern, die sich des armen Mädchens jetzt angenommen hätten, zeigten sich keine. Einige Leute wollten sie zwar

ihr Vieh und ihre Gänse hüten lassen, und Franziska hätte es auch gern übernommen, wenn sie nur dabei den kleinen Bruder hätte abwarten können, aber dieses Kind fremden Händen anvertrauen, das konnte sie nicht. So blieb sie bei dem Kinde, mochten die Leute sagen, was sie wollten. Aber zu essen hatte sie eben nichts, und betteln wollte sie doch auch nicht. In dieser Noth verkaufte sie vollends Alles, was sie irgend entbehren konnte, und kaufte für den Erlös Flachs und Baumwolle, und nun regten sich ihre Hände ohne Rast und Ruhe, es zu spinnen. Von der gesponnenen und gezwirnten Baumwolle strickte sie nun Tag für Tag ein paar Mannsstrümpfe, denn sie ließ nicht ab, bis sie fertig hatte, was sie sich aufgegeben, und Stricken hatte sie ihre Mutter trefflich gelehrt; es geschah ihr jetzt leicht, wenn sie an die Mühe dachte, die sich die Vollendete mit ihr gegeben hatte. Mitunter verfertigte sie auch Netze und Kleidungsstücke. Da nun die Leute sahen, wie fleißig und geschickt Franziska sei, so kaufte Jedermann bei ihr, und bald erzählte man sich überall von dem Mädchen in Angoumois. Viele, auch vornehme Leute besuchten sie, ermunterten sie und gaben ihr Arbeit, wovon sie bessern Verdienst hatte. Dadurch wurde es ihr möglich, noch besser für das Kind zu sorgen, welches ihr ganzes Herz umfaßte; sie nahm nun eine alte Frau zu sich, die für den Kleinen zu sorgen hatte und ihn unterhielt, während sie unausgesetzt arbeitete. So hatte sie drei Jahre hingebracht, und es war ihr innig wohl bei dem Gedanken, wie der liebe Gott bisher ihre Mühe

und Arbeit gesegnet, und sie und ihr Brüderlein vor allem Unglück bewahrt hatte. Sie hatte das feste Vertrauen, daß Er ihr auch ferner beistehen und die Sorge für den Bruder ihr werde tragen helfen; auch der lange harte Winter, der eben herrschte, machte ihr darum keine Angst, sie sah der kommenden milderen Jahreszeit froh entgegen. Aber Gott hatte es anders beschlossen, sie hatte ihre Muttertreue genug bewährt. Bei der strengen Kälte trieb der Hunger die Wölfe, deren es in Frankreich noch viele giebt, ihren Raub selbst in den menschlichen Wohnungen zu suchen; schaarenweis kamen sie in die Dörfer. Auch in Franziska's Hütte brach eine Wölfin mit fünf Jungen ein; Franziska wehrte sich muthig, aber ein anderer Wolf, der indeß hereingedrungen war, stürzte sich auf den kleinen Bruder; jetzt läßt sie von der Wölfin ab, reißt das Kind zu sich, öffnet die Mehltruhe, wirft den Bruder hinein und schlägt den Deckel zu. So war er in Sicherheit. Aber während sie dieses mit der größten Behendigkeit ausführt, fällt die Wölfin sie von hinten an und erdrosselt sie. Auch die alte Frau wurde zerrissen; den Knaben aber rettete die treue Seele mit ihrem Herzblut. Mit welcher Freude mag sie den Eltern drüben verkündet haben: „Ich habe das Pfand bewahrt, das ihr mir anvertrauet habt!“

15. Der Sprung.

Von dem kleinen Kirchdorfe Pill, oberhalb Schwatz im Unter-Innthale in Tyrol, zieht sich ein längeres, sehr schmales Thal hin, das sich mit einem Felsen schließt. Ein Wildbach stürzt sich über eine steile Wand desselben, durchströmt das Thal und Dörfchen, und ergießt sich in den vorbeifließenden Inn. Die beiden Seiten des Thales sind mit Fichten und wildem Gestrüppe bewachsen, oft aber von kahlen Felsen unterbrochen, von welchen sich ungeheure Stücke abgelöst haben, die nun im Bette des Gebirgsstromes herumliegen. Diese bilden Wirbel und Untiefen, und reizen durch ihren Widerstand die Fluth des Wassers nur noch mehr, besonders bei einer größeren Ergießung des Baches. Um die Zeit der Gewitter, und so lange der vom Regen angeschwollene Wildbach des Thales Ebene überströmt, ist dasselbe unzugänglich, und wird nur selten von einzelnen Hirten besucht. — In diesem Zustande der Verödung war das Thal am 12. August des Jahres 1819, als Vormittags 9 Uhr Peter Hirner, ein 15jähriger Sohn des armen Söldners Franz Hirner am Piller-Niederberge, am rechten Ufer des Baches in der Mitte des Thales stand, wo er für seines Vaters Ziegen aus den Steinritzen sprossendes Gras mit einer Sichel abschnitt. An seiner Seite war sein Bruder Georg, ein Knabe von zehn Jahren, und weiter oben der noch jüngere Bruder, noch nicht ganz sieben Jahre alt. — Plötzlich glitscht Peter Hirner aus Versehen auf dem schlüpfrigen Steine aus, stürzt

über die steilen, hervorragenden Felsen hinunter, und entschwindet den ihm ängstlich nachstarrenden Blicken seines Bruders Georg. Der Knabe hörte das Brausen des tiefen Waldstromes, und ahnete, wie es dem Bruder ergangen sein mochte. Gieng er ihm nach, so konnte ihm dasselbe begegnen, blieb er, so riß das wilde Wasser den Bruder fort, den er vielleicht noch retten konnte. Was sollte er thun? Nicht so lange, als ihr brauchet, dieß zu lesen, brauchte er zu seinem Entschluß, denn Gott stärkte den Muth des schwachen Knaben, da es Noth that. Rasch kletterte er von einem Felsenblock zum andern, den nemlichen Weg, den sein Bruder hinabgestürzt ist, und schwingt sich, indem er sich an einem einzeln dastehenden Strauche hält, bis an den Rand des Wildbaches. Aber welches Bild stellt sich hier seinen Augen dar! Gerade vor ihm her, links der Felsenwand, hat der Bach einen reißenden Zug, und über diesen hinaus ist ein tiefer Wirbel; es ist nicht möglich durchzuwaten. Beinahe in der Mitte des Rinnsals ragen zwei große Felsentrümmer hervor, an welche sich dieser Wirbel treibt. Auf einem derselben sieht Georg seinen unglücklichen Bruder verkehrt liegen; Kopf, Vorderleib und Arme in den Kreisel des Wassers gesenkt, und die treibende Oberfläche vom frischen Blute geröthet. Daß das Leben des Bruders von einem Augenblick abhänge, fühlt er tief, wagt — einen äußerst kühnen Sprung, und erreicht glücklich das Felsenstück. Rettungslos würde ihn der Wildbach fortgerissen haben, hätte er nur eine Spanne gefehlt. Hier steht er nun allein, den hülflosen Bruder vor sich. Mit

Anstrengung aller Kräfte stemmt er sich fest an den Stein — und siehe, es gelingt — er hebt den schweren, überhängenden Körper des Bewußtlosen aus den wirbelnden Fluthen zu sich herauf. Nun sitzt er da, und hält in seinen Armen den todtblassen blutenden Bruder, der kein Zeichen des Lebens von sich giebt. Ihn fortzuschleppen vermag er nicht, den Sprung noch einmal wagen zurück aufs andere Ufer, um Leute herbeizurufen — das würde sein und des Bruders Leben abermals auf Spiel gesetzt haben. Angstvoll blickt er umher.

Indessen ist auch der kleinste Bruder etwas herunter geklettert. Diesem ruft er zu, er solle dem Vater die traurige Nachricht bringen. — Lange währte es nun, bis der Kleine das entlegene elterliche Haus erreichen, und der Vater durch Umwege zu diesem Orte gelangen konnte. Doch kam endlich die Hülfe, und nun wurden die beiden Brüder aus den Fluthen getragen, und der Verunglückte, der zwei Tage besinnungslos blieb, unter Gottes Segen durch ärztlichen Beistand gerettet.

16. Heinrich von Armagnak.

Die Meisten von euch werden aus Erfahrung wissen, welch' einen Entschluß es kostet, sich einen bösen Zahn herausnehmen zu lassen; bei diesem Knaben aber handelte es sich nicht um Einen Zahn, sondern um alle, und nicht um schadhafte, sondern um gesunde, und dabei verzog er keine Miene und stieß keinen Schrei aus — und warum?

Um seinem Bruder Schmerzen zu sparen. Die Sache war nemlich diese: Heinrich und sein Bruder Franz waren in eiserne Käfige eingesperrt, in denen sie weder stehen, noch sitzen, noch liegen, und also nie Ruhe oder Schlaf finden konnten, weil sie in Form eines Trichters, nach unten spitz zulaufend, gebaut waren. Ein grausamer Tyrann, König Ludwig XI. von Frankreich, hatte sie dahin bringen lassen, weil ihr Vater, der Herzog von Nemours, gegen seine gewaltthätige Regierung sich empört hatte. Den Vater hatte er deßwegen enthaupten lassen, wobei die beiden Kinder von seinem Blut bespritzt worden waren. Dann hatte man sie in die Käfige gesperrt; dieß war aber dem unmenschlichen Ludwig noch nicht genug, seine Rache zu kühlen, er hatte es darauf abgesehen, die beiden Knaben zu Tode zu martern, und deßhalb befohlen, jedem von ihnen alle zehn Tage einen Zahn auszureißen. Als der Barbier mit dem Brecheisen kam, bat Heinrich auf's Inständigste um Gnade — nicht für sich, nur für Franz: „Die Mutter wird vor Kummer sterben, wenn sie erfährt, daß man Franz wehe thut!" Der Barbier sagte ihm, der König würde ihn selbst umbringen lassen, wenn er es nicht thun wollte, und zudem müsse er beide Zähne dem Schloßhauptmann zeigen, der den Kerker zu verwahren hatte. „Gut," rief Heinrich lebhaft, „so reiß' die beiden Zähne mir allein aus, und laß meinem Bruder die seinen; er ist so schwach, daß er davon krank werden würde, ich aber bin gesund!" — So etwas war dem Mann noch nicht vorgekommen; schon wollte er, gerührt vom Mitleid, sein

schreckliches Geschäft ganz aufgeben, der Gedanke aber, daß ein anderer den kleinen Franz nicht schonen würde, bewog ihn, Heinrichs Begehren zu erfüllen. Ein Zahn — und noch einer, und Heinrich hielt wie ein Lamm; Niemand brauchte ihm den Kopf zu halten, ja er schien vergnügt, für seinen Bruder Franz dieß thun zu können. Und so hielt er aus bis auf den letzten Zahn, aber die beständigen Schmerzen, die traurige Erinnerung an den unglücklichen Vater, die Sorge um die Mutter, die Qualen des Aufenthalts in dem schrecklichen Käfig machten ihn elend, langsam siechte er an einem zehrenden Fieber dahin, und sank nach wenigen Monaten in's frühe Grab. Den Tag vor seinem Hinscheiden sagte er zu seinem Bruder: „Lieber Franz, ich verlasse dich nun bald, die gute Mutter werde ich wohl nicht mehr sehen, du aber wirst bald wieder bei ihr sein, ich ahne es, grüße sie von mir, und sage ihr, daß ich sie im Tode noch viel mehr liebte, als da wir noch bei ihr waren.“ Nach einiger Zeit fügte er mit schwacher gebrochener Stimme bei: „Ich kann nicht mehr, gieb mir deine Hand und drücke die meine. Höre, Franz, nimm dich meines Mäuschens an.“ Dieses Mäuschen hatte er so zahm gemacht, daß es von einem Käfig zum andern lief, und zu ihm kam, sobald er ihm lockte — ihr einziges Vergnügen. Bald durfte der müde Dulder die gebrochene Hütte verlassen, und wurde dahin gerückt, wo Leid und Schmerz nicht mehr sind; dem Bruder aber, den er so zärtlich liebte, kam sein Opfer zu gut; der König starb, und Franz wurde in Freiheit gesetzt. Doch behielt er sein ganzes

Leben einen gekrümmten Körper von der peinlichen Lage in dem Käfig — ein Denkmal jener Zeit, wo er einer Liebe genossen hatte, wie in seinem Leben nicht mehr. — Wie leicht in Vergleich mit diesem Knaben haben wir es, unsern Geschwistern zu dienen und ihnen Liebes zu erweisen!

17. Die Locken.

Der arme kaum achtjährige Heinrich hatte eine kranke Mutter, und sah, wie sie auf ihrem Lager große Schmerzen leiden mußte, und Niemand kam, ihr zu helfen oder Erleichterung zu verschaffen. Der Vater, der sie und ihn ernährt hatte, war gestorben, und nun mangelte es an Allem, an Nahrung und an Arznei für die gute Mutter. Das schmerzte ihn in der Seele; aber wie sollte er, der schwache, selbst noch fremder Hülfe bedürftige Knabe helfen? Er sann hin und her, ob er nicht etwas habe, das er verkaufen könnte, um der Mutter dadurch Geld zu verschaffen. Diese Gedanken beschäftigten ihn sogar Nachts, und in der Schlaflosigkeit fiel ihm ein, wie schon viele Leute sein schönes blondes Haar gelobt, wie oft seine Eltern es unter Liebkosungen gestreichelt hatten. Und wie ein Licht gieng zugleich der Gedanke in ihm auf, wozu jetzt diese Zierde nützen könnte; er hatte gehört, daß die Perückenmacher schöne Haare für gutes Geld kaufen, um Andern künstliche Locken daraus zu verfertigen. „Nun, Gott sei Dank," jubelte er, nun bin ich ja reich und kann meiner Mutter helfen, nun schnell zum Perückenma-

cher!" Gesagt, gethan; am frühen Morgen eilt er hin, die schönen Locken fallen unter der Scheere des Haarkünstlers, und zwei große Thaler sind der Preis. Voll Freude eilt er heim und legt seinen Verdienst vor die erstaunte Mutter. „Zürne nicht, liebe Mutter," sagte er „daß ich so lange aus war; sieh', das hab' ich für mein Haar bekommen." Thränen entströmten bei diesen Worten den Augen der Mutter, und ihr segnender Blick ruhte auf dem Kinde. „Nun will ich gerne sterben, nun weiß ich, daß es dir gut gehen wird, denn ein gutes Kind hat die Verheißungen des allmächtigen Gottes." Das Geld des Knaben konnte der Mutter nicht mehr viel helfen, sie starb bald darauf, und unser Heinrich war nun ein verlassener Waise. Aber Der, ohne dessen Wissen kein Hauptshaar auf die Erde fällt, hatte die That des Kleinen und sein Herz angesehen, und ließ den Segen der sterbenden Mutter in Erfüllung gehen. Er schickte einen Menschenfreund, der ihn an Kindesstatt annahm, und ihn in Allem als sein eigenes Kind hielt.

18. Der Zwerg vor dem Kaiser.

Im Twer'schen Gouvernement in Rußland wurde einer armen Familie, nachdem schon der älteste Sohn als Soldat gegen den Feind geblieben war, nicht nur der zweite durch die Militär-Behörden seinen Eltern weggenommen, sondern bei der Rekrutirung von **1804** sogar der dritte, der bis dahin allein noch die betagten Eltern, eine kränk-

liche blinde Schwester und den vierten Sohn, einen mißgestalteten Zwerg, erhalten hatte. Nun soll zwar nach den dortigen Landesgesetzen nie mehr als Ein Sohn von einer Bauernfamilie ausgehoben werden, um als Soldat zu dienen; und hat die Familie nur einen Einzigen, so darf selbst dieser ihr nicht genommen werden. — Hier aber waren alle noch so dringenden Vorstellungen vergebens; die Unglücklichen wurden widerrechtlich und gefühllos dem Elende preisgegeben. Hierüber brach der Mutter das Herz, sie starb, und der von Gram und Alter gebeugte Greis kam dadurch mit seinen beiden hülflosen Kindern in noch größeres Elend. „Ich habe euch, nächst Gott, euer glückliches Dasein gegeben, und kann es euch nicht mehr erhalten!" so rief der alte Vater. „Warum mußte die Mutter sterben, die doch für Vater und Bruder noch sorgen konnte, und ich muß leben, um ihr Elend zu vermehren?" klagte die Tochter. Auch den armen Zwerg schmerzte mehr als die eigene Noth die hülflose Lage des Vaters und der Schwester. „Ich, ich sollte jetzt für euch arbeiten, sollte euch ernähren, aber ich kann ja nichts für euch thun; ja wäre ich gleich andern Menschen!" Aber der Gedanke: du solltest jetzt deinen alten Vater, deine unglückliche Schwester unterstützen, haftete besonders in seinem gefühlvollen Herzen, und ermuthigte ihn zu dem Entschluß, Alles zu ihrer Rettung zu wagen. Ohne einen Kreuzer Geld, ohne Empfehlungsschreiben machte er sich zu Fuß, des Weges unkundig, auf zur Kaiserstadt, wo Alexander I. thronte, lief über 80 deutsche Meilen weit, und fristete sein Leben

von demjenigen, was er von gutherzigen Leuten bekam, die ihn seiner Krüppelhaftigkeit wegen bemitleideten. So langte er nach vielen und großen Beschwerlichkeiten der Reise vor Petersburg an. Da sah er nun eine Menge ihm ganz fremder Gestalten; die großen Kirchen mit ihren hohen vergoldeten Thürmen, die zahlreichen steinernen Paläste, das Gerassel der Wagen und das Gewimmel in den Straßen; dieß Alles hätte bald ihm den Muth genommen, vor dem mächtigen Herrn aller dieser für ihn wunderhaften Dinge zu erscheinen. Doch fand er endlich Jemand, der ihm die Geschichte seines Elendes zu Papier brachte, und so gieng er auf den Paradeplatz, wo der Monarch täglich sich seinem Volke zeigte. Er kam zu spät, und stellte sich daher das nächstemal wieder dort ein; allein bei dem Anblicke der Truppen und des Glanzes, der die Person des Kaisers umgab, entfiel ihm der Muth, sich ihm zu nahen. Endlich am dritten Tage bekam er die Kraft, auch diese Menschenfurcht zu überwinden, er stürzte vor Alexander auf die Kniee und hielt ihm flehend sein Papier hin. Der Monarch ließ es ihm sogleich abnehmen, und ein Blick auf das hülflose Wesen, dem die Spuren des Jammers so unverkennbar eingedrückt waren, rührte das Herz des erhabenen Menschenfreundes. Kaum war die Parade geendigt, und der Kaiser in sein Zimmer zurückgekehrt, so forderte er die Bittschrift des unglücklichen Knaben. Er nahm sie, las und schauderte. Sein ganzes Gefühl empörte sich wider eine solche Grausamkeit. Die Bittschrift wurde sogleich dem Justiz-Minister, Fürsten Lapuchin,

zugestellt, mit dem Befehle, diese Sache auf das strengste zu untersuchen, und wenn sie gegründet gefunden würde, sogleich die Brüder des armen Knaben frei zu lassen, und den Gouverneur und alle Beamten, die darum wüßten, zur strengsten gesetzlichen Verantwortung zu ziehen. Die Sache kam in die Hände eines Menschenfreundes, dem das Unglück der Elenden zu Herzen gieng. Sie wurde auf's schleunigste untersucht und nur zu gegründet gefunden. Auf den Bericht des Ministers fertigte der Monarch sogleich die Lossprechung des einen Bruders aus, und ließ dem gebrechlichen Knaben 500 Rubel (gegen 300 Gulden) als Schadloshaltung für die erlittene Unterdrückung auszahlen. Der Minister konnte sich das Vergnügen nicht versagen, die Freude des kleinen Krüppels mit dem gesunden menschlichen Herzen mitanzusehen. Er ließ ihn rufen. In banger Erwartung betrat er das Vorzimmer, das gedrängt voll war von Personen jedes Ranges, welche bei dem Fürsten etwas zu suchen hatten. Einige von diesen, welche den Knaben schon früher gesehen hatten, und um seine Geschichte wußten, vermehrten seine Angst, indem sie ihm die Hoffnung eines glücklichen Erfolges zu nehmen suchten. Endlich erschien der Minister mit dem Gnadenbriefe des Kaisers in der Hand. „Gehe," sagte er zu dem Niedergebeugten, „unten erwartet dich ein Wagen mit drei Pferden, gehe und hole deinen Bruder!" Dieß Wort und der laute Schrei des Glücklichen waren eins, er stürzte zu den Füßen des Fürsten, der ihn gerührt aufhob, und wußte sich aus Freudetrunkenheit nicht mehr zu fassen; er lachte, weinte,

tanzte. Dann fragte er wieder: ob es denn auch wirklich so wäre, ob er wirklich den geliebten Bruder in die Arme seines grauen Vaters, seiner blinden Schwester zurückführen könne? ob man denn auch wohl seinen Bruder ihm überlassen würde? Der Fürst beruhigte ihn, und ließ ihm das kaiserliche Geschenk übergeben. Da fieng der Jubel von Neuem an, und alle Anwesenden, besonders aber auch der edle Fürst, wurden über diese Freudenäußerungen in einem kaum menschlichen Körper tief gerührt. Jetzt eilte der Glückliche die Treppe hinunter und flog mit dem bestellten Wagen davon. Der junge Soldat stand nur sechs Meilen von Petersburg, bei Gatschina, und ward bald darauf im Triumphe von seinem kleinen gebrechlichen Bruder in die Arme des alten Vaters und der blinden Schwester geführt, deren Stütze er nun zu werden die Freude hatte.

19. Hülfe um Hülfe.

Manchmal scheint es, man habe Wichtigeres zu thun, als sich um kleine Verlegenheiten Anderer zu bekümmern; aber wenn euch Jemand in den Weg kommt, dem ihr helfen könntet, so glaubet nur nicht, daß er euch von ungefähr auf den Weg gestellt sei, und denket nicht, euer Geschäft habe so große Eile, daß ihr euch nicht aufhalten könntet, oder die Sache gehe euch nichts an; es geht euch oft am allernächsten an, wenn es auch ganz fremd scheint, und bringt euch weiter, als ihr ohne das je gekommen

wäret. Anderer Leiden und Verlegenheiten sind immer auch die unsern; da müssen wir uns nicht lange bedenken, ihnen abzuhelfen.

Julius Berchthold geht über den Hauptplatz der Stadt nach dem Gefängniß zu; er trägt eine Suppe für seinen Vater, der dort ohne seine Schuld schmachtet; da es schon dunkel ist, hat er eine Laterne bei sich. Ein Herr geht vor ihm her, der in der Finsterniß etwas zu suchen scheint. Wie Julius dieß bemerkt, fragt er ihn: „Suchen Sie etwas?" Der Fremde: „Nicht viel, mein guter Junge! ich habe nur meinen Stock fallen lassen, und kann ihn im Finstern nicht finden." Julius war sogleich bemüht, mit der Laterne den Stock zu suchen, und fand ihn auch bald. Der Herr dankte dem Knaben und wollte sich entfernen. Allein Julius bat ihn um die Erlaubniß, ihm nach Hause leuchten zu dürfen. Der Fremde nahm das Anerbieten an. Im Gehen fragte er Julius: wo er hingehe? Julius: „Ich trage meinem Vater eine Suppe nach dem Stadtgefängniß." Der Fremde: „Nach dem Stadtgefängnisse? Ist denn dein Vater ein Verbrecher?" Julius: „Ach nein, das ist mein guter Vater nicht." Das Haus des Fremden war erreicht; da sie an der Thüre waren, bat der Fremde Julius, am andern Morgen zu ihm zu kommen. Froh gieng der Sohn seinen Weg, und überreichte dem Vater die Erquickung, ohne ihm von dem Vorgefallenen etwas zu sagen. Am Morgen des anderen Tages gieng Julius zu dem fremden Herrn, welcher zu wissen verlangte, warum sein Vater im Gefängnisse sitze. Julius erzählte frei-

müthig die Ursache der Gefängnißstrafe seines Vaters. Sein Vater habe ein bedeutendes Vermögen gehabt, das er selbst erworben. Einst habe er Abends spät 500 Thaler in einem leinenen Sacke unter dem Arm, in der Hand eine Laterne, zu einem Kaufmann getragen. Ein Unbekannter sei zu ihm getreten, um Licht bei seiner Laterne anzuzünden. Ehe sich's der Vater versehen, habe ihm der Dieb die Laterne aus der Hand geschlagen und ihm das Geld weggerissen, und nie habe er weder von dem Menschen noch von seinem Geld wieder etwas zu sehen bekommen. Gleich nachher sei einigen Leuten, denen er mehrere tausend Gulden vorgestreckt hatte, wegen schlechter Wirthschaft vergantet worden; sein Vater habe dadurch einen unersetzlichen Schaden erlitten und sei immer mehr herunter gekommen trotz aller Mühe, die er sich gab. Seit acht Tagen sitze er wegen hundert Thalern, die er nicht habe bezahlen können, im Gefängnisse. Der Herr wurde unwillig über diese Härte, mit der man Julius Vater behandelt hatte. Er fragte Julius, wo der Gläubiger wohne? Julius gab die Straße und die Nummer des Hauses an, und nun befahl der Herr seinem Bedienten, in die benannte Straße hinzugehen und bei dem Mann sich zu erkundigen, ob sich die Sache so verhalte, wie der Junge erzählt hatte, und gab ihm zugleich einen Beutel mit 100 Thalern, um dem Bürger, wenn die Sache wirklich so sei, das Geld gegen Quittung zu bezahlen. Der Bediente kam mit der Quittung des Bürgers zurück. Der Herr gab sie Julius mit den Worten: „Guter Junge, hier ist die Quittung;

händige sie deinem Vater ein und gieb du ihm die Freiheit.“ Julius fiel auf die Kniee nieder und dankte unter Thränen seinem Wohlthäter. Sogleich eilte er dem Gefängnisse zu und gab dem Vater die Quittung. „Was giebst du mir?“ fragte der Vater. — Die Freiheit gebe ich Ihnen, lieber Vater!“ rief Julius, fiel ihm um den Hals, und erzählte Alles, was sich zwischen ihm und dem fremden Herrn zugetragen habe. — Der Vater überreichte die Quittung dem Kerkermeister, der sie auf das Stadtgericht trug. In einer Stunde kündigte der Stadtrichter dem Vater die Freiheit an. Wäre Julius in jener Nacht ohne alle Theilnahme an dem Suchenden vorübergegangen, so hätte er keinen Wohlthäter so bald gefunden, und der Gram hätte vielleicht den Vater im Kerker getödtet.

20. Die Kranken-Speise.

Eine arme Wittwe bekam täglich in einem gewissen Hause etwas Speise zu ihrer Erquickung. Eines Tages schickte sie ein wenig zu spät, um den für sie bestimmten Theil holen zu lassen; man hatte sie vergessen, und beklagte es, daß man ihr nichts schicken könne. Indeß trat die Tochter des Hauses, ein junges Mädchen herein. Sie hatte noch mit der Wäsche zu thun gehabt, und deßwegen nicht mit den Uebrigen essen können; man hatte ihr aber ihren Theil warm gehalten. Sie fragte: worüber man klage, und als sie die Ursache erfuhr, sagte sie: „O, da

steht ja mein Essen noch; man gebe es der armen Wittwe; ich kann eher einmal nicht essen als sie!" — Ein Essen ist eine geringe Sache, und doch würden gar Viele sich besonnen oder am Ende mit der Frau getheilt haben. Aber — „einen fröhlichen Geber hat Gott lieb."

21. Der verborgene Geber.

Eduard Scholl, ein zwölfjähriger Knabe, ein Kind reicher Eltern, hörte von seinem Lehrer, wie es um das Geben etwas so Seliges sei, und wie einen dieses selige Gefühl so geschickt und aufgelegt zu allem Guten mache, daß Jedermann schon um deßwillen gern und oft von dem, was er habe, Andern schenken sollte, so viel ihm möglich wäre. Eduard nahm dieß wohl zu Herzen, gieng hinaus auf's Feld, und hier, von Niemand gesehen, bat er Gott auf den Knieen, Er möchte ihm ein Herz schenken, das immer des dürftigen Mitmenschen liebevoll und thätig gedenke. Schon sei er zwölf Jahre alt, und habe noch keine gute That gethan, und doch so viel, so unendlich viel des Guten genossen. Der Gedanke, etwas Gutes mit seinen schwachen Kräften üben zu können, erfüllte ihn mit hoher Freude. Unaufhörlich gieng er demselben nach, sparte sein kleines Taschengeld, und gieng dann heimlich nach dem Hause einer armen Wittwe, die fünf unerzogene Kinder, aber kein Brod für sie hatte, und nur kümmerlich mit Wollspinnen das Leben fristete. Es war Dämmerung, als Eduard am Hause der armen Wittwe stand.

Schüchtern, mit fast klopfendem Herzen, nahm er zwei in Papier wohl versiegelte Thaler, und warf sie durch eine zerbrochene Fensterscheibe in die Stube der bekümmerten Mutter. Als er sich vom Hause entfernt hatte, da fühlte er ein unaussprechliches Wohlsein, und konnte vor Entzücken kaum einschlafen. Dieß wiederholte er von Zeit zu Zeit auf dieselbe Weise, indem er unbekannt bleiben, und der Wittwe die Worte des Dankes ersparen wollte, die sie einem Knaben hätte geben müssen. Kein Mensch konnte etwas von der edlen That merken. Die Frau jedoch, auf einmal von dem schweren Kummer befreit, das Weinen der hungrigen Waisen hören zu müssen, eilte bewegt zum Seelsorger, und erzählte ihm mit dankerfüllter Seele die ganze Sache. Dieser bat sie, Niemand davon zu sagen, beobachtete genau und erkannte in seinem Zögling den Geber. Doch schwieg er, und ergötzte sich im Stillen an seinem Thun. Auch sein Vater, dem es der Pfarrer allein entdeckte, wollte nicht durch ein Wort ihn in einem Treiben stören, und so wandelte Eduard seinen Weg still als vor Gottes Angesicht, und fühlte innig, daß dieß ein seliger Weg sei.

22. Die Verwandlung.

Zur Zeit einer großen Hungersnoth gieng Adalbert, der Sohn vornehmer und reicher Eltern, durch die Straßen von Prag. Seine Menschenfreundlichkeit und Milde war den Armen allgemein bekannt, und so sah er sich bald von

einer Menge Nothleidender umringt, die ihn um eine milde Gabe anflehten, um ihren Hunger stillen zu können. Er theilte mit freundlichen Worten Jedem mit; doch bald war seine Baarschaft erschöpft; er mußte die Armen ohne Hülfe ziehen lassen, und doch drängten sich stets neue Haufen herbei, die ihn mit flehenden Blicken ansahen und ansprachen. Da zog er einen reich mit Edelsteinen verzierten goldenen Ring vom Finger, und gab ihn seinem Diener mit den Worten: „Mache, daß diese Steine Brod werden!" Und der Diener gieng hin, verkaufte den Ring, und kaufte Brod dafür, das Adalbert den Hungrigen austheilen ließ. So wandelte die barmherzige Liebe dieses Knaben todte Steine in nährendes Brod. Leicht und natürlich geht eine solche Verwandlung vor sich, wenn sie einer vornehmen will; aber gerade dieses Wollen ist so selten. Da muß erst in dem Herzen des Reichen eine Verwandlung vorgehen, die es weich macht, und das ist etwas Wunderbares, das der Geist Gottes im Verborgenen thut. Aber selig ist der, an dessen Herzen schon in seiner Jugend der Geist Gottes solche Wunder thut.

23. Des Bettelknaben Gabe.

Ein armer Knabe in Paris, dem seine Eltern die Sorge überließen, durch Betteln für seinen Unterhalt selbst zu sorgen, hatte schon zwei ganze lange Tage bei jedem Vorübergehenden um eine kleine Gabe, seinen Hunger zu stillen, geflehet, ohne ein einziges Herz zum Mitleid zu

erweichen. Trostlos über so viele abschlägige, harte Antworten, und ohne Hoffnung, einen barmherzigen Samariter zu finden, wankt er endlich traurig durch die Straßen dieser reichen Königsstadt, und klagt seinen Jammer nur noch seinem Vater im Himmel mit einem Strome von Thränen. Und dieser, zu dem noch kein Elender umsonst hinaufweinte, erbarmt sich seiner, und sandte ihm Rettung. Ein anderer Bettelknabe, der ihm begegnet, fragt, ohne ihn zu kennen, warum er weine? „Ach," antwortete er, und seine Thränen flossen stärker, „mich hungert so sehr, ich habe seit ehegestern nichts gegessen." „Ich bin zwar auch hungrig," versetzt jener, „und habe nur dieß wenige Brod; aber weil dich so hungert und du so weinst: hier hast du die Hälfte."

---

24. Die Schaamröthe.

„In dem harten Winter 1784," erzählt der Prediger Richter in Berlin, „sah ich eine arme alte Frau, auf ihren Stab gelehnt, zitternd und mühsam von einem Hause zum andern schleichen. Der Anblick des Elendes, das aus ihrem abgehärmten Gesichte hervorschaute, hätte jedes menschliche Herz zum innigsten Mitleid bewegen sollen. Aber eine geputzte Dame, die eben von dieser elenden Person um ein Almosen angefleht wurde, war fühllos genug, sie hart und mit schnöden Worten von sich zu weisen. Ein Knabe in einem schlechten Kittel, und ein Mädchen, seine

Schwester, standen dabei und sahen zu. Der Knabe flüsterte seiner Schwester etwas zu. Sie schien nicht einverstanden mit ihm; der Knabe aber nahm jetzt ein Papier aus der Tasche, machte es auf, lief auf die ihm näher kommende Frau zu, und drückte ihr ganz eilig etwas in die Hand. Ich rief den Knaben zu mir her; er kam, und eine hohe Röthe überzog sein Gesicht, das er betroffen auf die Seite wendete. Ich sagte zu ihm: „Kleiner! warum siehst du mich denn nicht gerade an?“ Knabe: „O, ich schäme mich so!“ Ich: „Warum denn das, lieber Kleiner? Du hast ja eben etwas Gutes gethan, und wegen guter Handlungen braucht sich der Mensch nicht zu schämen. Was hast du denn der armen Frau gegeben?“ Knabe: „Einen Dreier (Kreuzer); ich hatte aber nicht mehr.“ Ich: „Brav, lieber Kleiner! Nun, damit du siehst, wie solches Gute Gott und den Menschen gefällt, so will ich dir hier den Dreier wiedergeben.“ Ich gab ihm vier Groschen (18 Kreuzer), die er anfangs durchaus nicht annehmen wollte. Auf starkes Zureden nahm er sie endlich, dankte mir ganz verlegen, und rannte davon. Mit inniger Freude sah ich ihm nach, und wünschte, daß Gott ihn segnen möchte. Allein, wie wurde ich gerührt, als ich ihn zu eben der alten Frau laufen, und ihr das ihm gegebene Geld in die Hand drücken sah! Vergebens rief ich ihm nach, er rannte so eilig davon, als ob er etwas Schlimmes gethan hätte, und wollte weder gelobt noch belohnt sein.“

„Kind! wirst du roth, so warnt dich Gott,“ heißt es. Vor was warnte denn Gott hier diesen Knaben, der doch etwas Gutes that? Das will ich euch sagen: Er warnte ihn davor, daß er sich auf die gute That, die er gethan hatte, nichts einbilden solle. Und folgte der Kleine dieser Warnung? Ich denke: ja, sonst wäre er nicht davongelaufen, da man ihn loben wollte. Hatte er also Recht, daß er davonlief? Ganz gewiß; machet's nur auch so, wenn euch Jemand über etwas Gutes loben will, und ihr wißt ihm nichts Gescheidtes zu antworten.

25. Theresens Dank.

Therese, ein armes Mädchen von zehn Jahren aus einem Dorfe in Schwaben, welches frühe seine Eltern verloren, hatte das Glück, bei einem wohlhabenden Kaufmann in der Stadt in Dienst aufgenommen zu werden. Mit großer Liebe wurde sie in diesem Hause behandelt, nicht wie eine Dienerin, sondern wie ein Kind des Hauses. Besondere Sorgfalt verwendete die Herrschaft auf die christliche Bildung dieses Mädchens, schickte es fleißig in die Schule und an Sonn- und Feiertagen in die Kirche. Therese bewies sich hiefür sehr dankbar, indem sie das Glück, bei einer so edlen christlichen Familie zu dienen, wohl erkannte, und ihr mit inniger Liebe und Treue ergeben war.

An einem Winterabende las sie, nach allen verrichteten häuslichen Geschäften, in „Kempis Nachfolge

Christi," ihrem liebsten Buche, und kam auf die Stelle, wo es heißt: „Was aus Liebe geschieht, das ist groß, das bringet Frucht, so gering und ungeachtet es auch im Auge der Menschen immer sein mag." 1. B. 15. Therese dachte über diese Stelle nach, und beschloß, mit aller Liebe und Treue ihre Dienste im Kleinen und Großen zu besorgen, und Gott zu vertrauen, daß Er auch das Geringste, in Liebe gethan, segnen werde. Mit solchen Empfindungen und Entschlüssen gieng Therese zur Ruhe; kaum aber schlief sie einige Zeit, als in dem Hause des Nachbars der fürchterliche Ruf: „Feuer! Feuer!" ertönte. Therese kleidete sich schnell an, und als sie die Treppe hinunter eilte, stand jenes Haus schon in vollen Flammen. Therese eilte schnell in das Zimmer der Herrschaft, bat, sich zu fassen und den Muth nicht zu verlieren, belud sich mit der Geldkasse, und trug sie in ein weit entlegenes, vertrautes Haus. Als sie wieder zurückkam, war von der Wuth der Flammen das Haus ihrer Herrschaft schon ergriffen. Sie wagte sich in das Haus, und war so glücklich, durch ihre Besonnenheit wichtige Papiere und Silber zu retten. Aber jetzt war der Untergang des Hauses und vielleicht noch sehr vieler benachbarten fast sicher zu erwarten. Die Flamme schlug, obgleich man kräftigen Widerstand leistete, schon gegen das Dach, und unter diesem lag — ein Fäßchen Pulver. Dieß fiel Theresen ein. Entzündet sich das Pulver, denkt sie, so ist keine Rettung, und was nicht verbrennt, wird zerschmettert. Ohne sich also weiter zu bedenken, geht sie in's Haus, kommt auf einem ihr bekannten, aber

gefahrvollen Wege unter das Dach, unter welchem die Wärme schon sehr groß ist, wickelt das Fäßchen in ein nasses Tuch, und trägt es über die Treppe, wo schon eine Flamme gegen sie schlägt, glücklich auf die Straße. Hier aber sinkt sie, ermattet von der übergroßen Anstrengung, ohnmächtig nieder. Beim Erwachen fragte sie zuerst nach ihrer Herrschaft, und erhielt die frohe Nachricht, daß nicht nur diese wohl erhalten, sondern auch durch Gottes und guter Menschen Hülfe der Brand gelöscht, und das Haus der Herrschaft beinahe ganz gerettet sei. „Dir sei Dank, großer Gott!" sagte Therese, indem sie die Hände gen Himmel hob und vor Freuden weinte. Therese erntete ihres Muthes und ihrer Besonnenheit wegen das Lob der ganzen Stadt, und gewann besonders die Liebe und Achtung ihrer Herrschaft in einem so hohen Grade, daß sie immer bei ihr bleiben mußte, und nach einiger Zeit erhielt sie von Seiten der Stadt das Ehren-Bürgerrecht.

---

26. Die Krankenwärterin.

Marie, ein armes Mädchen, bekam von Emilien Viel geschenkt. Dieses Mädchen hatte eine Freude daran, Andern mitzutheilen, wovon sie sah, daß ihnen am meisten noth that; aber besonders liebte sie Marie, mit dieser theite sie oft ihr Frühstück, gab ihr Kleider und Schuhe, und kaufte ihr von ihrem Taschengeld selbst Schulbücher. Dafür liebte nun aber Marie auch auf der Welt Niemand mehr als ihre kleine Wohlthäterin, und suchte ihr Gefälligkeiten zu

erweisen, so viel sie wußte und konnte. Nun bekam aber Emilie die Pocken, an denen sie gefährlich darnieder lag. Wie das Marie hörte, jammerte sie sehr, gieng gerade zu Emiliens Mutter und bat dringend, sie zu Emilien zu lassen; sie müsse sie sehen. Die gute Frau wollte es nicht zulassen, damit Marie nicht angesteckt würde, aber sie drang in die Stube ein, wo das gute kranke Mädchen in großer Hitze lag, einsam und betrübt, denn alle Freundinnen hatten sie verlassen. Marie lief mit weinenden Augen auf sie zu, faßte ihre Hand und sagte: „Ach, ich glaube, Emilie ist sehr krank, ich glaube, sie muß sterben; ach, bleibe bei uns! Was wollte ich unglückliches Mädchen anfangen, wenn Emilie nicht mehr wäre? Ich will gern Tag und Nacht bei ihr bleiben, — sie warten und pflegen, wenn sie uns nur nicht stirbt." Emilie drückte ihr die Hand, und gab ihr zu verstehen, daß ihr ihre Gegenwart sehr angenehm sein würde. So wurde Marie, nachdem sie ihrer Eltern Einwilligung erlangt hatte, Emiliens Wärterin und nun kam sie Tag und Nacht nicht vom Bette der Kranken. Ward Emilien bange, so fragte sie besorgt, was ihr fehle, ob sie etwas verlange; sie legte ihr die Kissen zurecht, brachte ihr Erfrischungen, Spielwerke, und that alles Mögliche, um ihren Schmerz zu erleichtern. Endlich wurde Emilie sogar auf einige Tage blind. Da wollte sie ungeduldig werden; aber Marie redete ihr zu, sich zufrieden zu geben, der liebe Gott werde gewiß helfen; fragte sie, ob sie ihr nicht ein Liedchen singen solle, und wenn Emilie nickte, sang sie ihr alle die

Liedchen, die sie erst von ihr gelernt hatte. So vergieng ein trauriger Tag nach dem andern, ohne daß Emilien die Zeit lang geworden wäre. Nach und nach wurde sie wieder gesund. Die Augen öffneten sich, die Schmerzen verloren sich, die Blattern verschwanden, und der Appetit fand sich wieder ein. Da sagte Emilie zu Marie: „Wie werde ich dir doch vergelten können, was du in meiner Krankheit an mir gethan hast?“ Sie fragte ihren Vater, wie sie sich gegen ihre gute Wärterin recht dankbar erzeigen könnte? Ihr Vater, der ganz erfreut war, daß er seine liebe Tochter wieder gesund sah, erwiederte: „Dafür laß du nur mich sorgen.“ — Er ließ heimlich für Marie Kleider machen, erkundigte sich nach ihren Eltern, und verschaffte ihnen einen Erwerb, durch den sie in den Stand gesetzt wurden, ihr besseres Auskommen finden zu können, und so trug Mariens Dankbarkeit wiederum Früchte, die ihrer kindlichen Gesinnung gegen ihre Eltern zu gut kamen.

---

27. Das verwüstete Blumenbeet.

Verena Kohler, die Tochter eines sehr braven und bemittelten Landmannes in Schwaben, legte im Frühling ein ziemlich großes Gartenbeet an, welches der Vater ihr geschenkt hatte, um Blumen oder sonst etwas Angenehmes darauf zu pflanzen. Sie hatte auch von einem Vetter aus einem benachbarten Städtchen verschiedene Sämereien zu vielen schönen Blumen erhalten, die sie säete. Alles gieng

herrlich auf. Mit emsiger Hand versetzte sie die zarten Pflänzchen, und bald prangte das Beet zu Verenens großer Lust mit vielen und schönen Blumen, und mehrere noch erwartete sie in stiller Hoffnung. An einem Samstag Abend, nachdem sie mit ihrem Geschäft fertig geworden, nahm sie auch wieder den Weg nach ihrem Gärtchen, recht innerlich vergnügt in der Vorstellung von dem schönen Anblick der Blumen, die seit dem letzten Mal, da sie da war, frisch aufgegangen sein würden. Es war ihr so wohl, denn sie hatte brav gearbeitet und ihre Eltern waren mit ihr zufrieden. Sie trat in das Gärtchen, schaute rings umher, aber — was sah sie! Ihr Gartenbeet war ganz frisch zertreten, die schönsten Blumen abgerissen oder geknickt, und im Garten umher zerstreut. — Wie versteinert stand Verena da, und Thränen rollten ihr über die Wangen beim Anblicke dieser Zerstörung. „Wie habe ich mich um euch so sorgfältig bekümmert, ihr lieben Pflänzchen! was habe ich von euch erwartet, wie viel Freude habt ihr mir gemacht!“ — so rief das betrübte Mädchen schluchzend aus, und wischte sich die Thränen aus den Augen. All' ihre Freuden, all' ihre Hoffnungen hatte eine freche böse Hand vernichtet. Noch stand Verena mit gesenkten Händen da, als sie im Sande die frischen Fußtritte des Frevlers bemerkte, welche zu der etwas hohen Gartenhecke führten. Sie ging diesen Spuren nach, und entdeckte vom Gartenhäuschen aus, wo man ins Freie sah, ganz nahe an der Gartenhecke einen schmutzigen Betteljungen, der recht verwildert und roh aussah, und eben im Begriffe war,

eine Handvoll aus Verenens Garten geraubter Blumen zu zerreißen. Länger konnte Verena sich nicht enthalten, und sie rief: „Böser Bube! nie habe ich dich beleidiget, und doch hast du mir feindselig mein liebes Gärtchen verdorben!“ Erschrocken fuhr der Betteljunge auf, und nahm die Flucht. Mit betrübtem Herzen gieng Verena nach Hause; ihre Mutter sah es ihr gleich an, daß sie geweint hatte, und fragte nach der Ursache. „Mein schönes Gärtchen ist mir von einem bösen Buben verdorben worden,“ sagte Verena, und weiter brachte man nichts von ihr heraus; sie dachte: meine Freude ist nun doch dahin, da kann kein Reden mehr helfen. Am Tage darauf, am Sonntag, saß Verena bei ihrem Vater in der Stube, und las nach der christlichen Lehre in der biblischen Geschichte, wie Jakob seinem Bruder Esau entgegen kam, den er so sehr beleidigt hatte, und wie dieser ihm verzieh. Ach, dachte Verena, es ist doch so schön, wenn die Menschen einander lieben, die Beleidigungen einander verzeihen! Zwar schmerzt es mich sehr, mein Gärtchen verdorben zu wissen; aber — ich verzeihe doch dem Beleidiger! Da trat eine alte Frau im ärmlichen Gewande in die Stube, und führte an der Hand einen Knaben, der sehr verwildert und elend aussah. Verena sah von ihrem Buche auf und erblickte — den boshaften Verderber ihrer Blumen. Die alte Frau bettelte um Brod, und ersuchte zugleich Verenens Vater, ob er nicht den kleinen Knaben zum Viehhüten annehmen wolle, sie könne ferner ihn unmöglich erhalten. Der Vater gab vor, schon viele Dienstboten zu haben, und überdieß

gefiel der verwahrloste Knabe ihm durchaus nicht. Verena sah mit einem durchdringenden Blicke den Knaben an, der vor Schrecken bleich geworden war, als er sie erblickt hatte. Doch was that Verena? Sie sprach zum Vater: „Lieber Vater, seht doch, wie arm dieser Junge ist; er hat gewiß auch nicht viel Gutes gelernt. Nehmet ihn als Hirten an, und ich will mit ihm in die Schule gehen. Ich bitte euch recht herzlich darum!" Der Betteljunge stand da wie versteinert; denn er hatte erwartet, das Mädchen werde ihn nun verklagen und ihm eine tüchtige Strafe zuziehen. Als er aber das hörte, wurde ihm so eigen zu Muthe, wie ihm in seinem Leben noch nicht gewesen war; es traten ihm Thränen in die Augen. Der Vater ließ sich erbitten und nahm den Knaben auf. Sobald aber Verena mit ihm allein war, gieng sie auf ihn zu, bot ihm die Hand und sagte: „Du hast mir sehr wehe gethan, aber unser Erlöser hat uns gelehrt, die Feinde und Beleidiger zu lieben und ihnen zu verzeihen. Ich verzeihe dir, aber ich bitte dich, daß du dich bessern und ein rechtschaffener Mensch werden mögest, der Niemand etwas zu Leide thut. Willst du mir das versprechen?" Der Knabe bot gerührt Verenen die Hand und versprach, recht brav, fleißig und sittsam zu sein, und er hielt auch Wort. Er ging fleißig in die Schule, lernte Gutes und besserte sich, und wurde mit Verenens freundlicher Hülfe ein recht wackerer Dienstbote.

Wer die Gluth heimlichen Grolles gegen den Beleidiger in sich zu ersticken sucht, und ihm nach Jesu Lehre

und Beispiel verzeiht und Gutes thut, gewinnt das Herz des Feindes, und erfüllt die schönste aller Pflichten.

28. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?

Karl Friedrich Steinbach, ein edler deutscher Jüngling, bewies in seinem letzten Leiden und in der Todesstunde, mit welcher Fassung und Heiterkeit der wahre Christ, der sein Herz und Leben Gott und Jesu Christo geweiht hat, stirbt. Am Tage vor seiner letzten Krankheit sagte er noch im Garten zu seiner Mutter, wie sehr es ihn freue, daß vom Hauch des Frühlings wieder Alles so schön sei, seine Seele wurde dadurch sehr gerührt, und unter Empfindungen der Bewunderung, Ehrfurcht und Freude über die Größe und Güte Gottes ging der Tag hin. Am folgenden Morgen lag er schon an den Blattern krank. Er fühlte bald die Todesgefahr, zitterte aber nicht vor derselben, sondern zeigte sich völlig ergeben in Gottes gnädigen Vaterwillen. Er bat seinen Beichtvater: „Sagen Sie mir doch aufrichtig, was sie von meiner Krankheit halten!" Der Beichtvater verhehlte ihm nicht die Gefahr, in welcher er sich befinde, und ermahnte ihn, sich seinem himmlischen Vater zu überlassen, in Geduld zu verharren, und im Glauben an Jesum Christum, seinen Heiland und Seligmacher, getrost zu erwarten, was Gott über ihn beschlossen habe. Nun antwortete der fromme kranke Jüngling: „Ja, ich bin bereit! Gott mache es mit mir, wie es Ihm ge=

fällt! Auf diejenigen, welche ihrem Erlöser Christo treu bleiben bis an's Ende, wartet eine ewige, über alle Maßen große Herrlichkeit; nur in Ihm ist Heil und Seligkeit zu finden. Auf Jesum und Sein Verdienst habe auch ich mein Vertrauen von Kindheit auf gesetzt, und auch jetzt hoffe ich durch Ihn selig zu werden, wenn mich Gott abrufen sollte. Ich lasse Dich nicht, Du sollst mein Jesus bleiben!" So lange er reden und empfinden konnte, bezeugte er seine Liebe und sein Vertrauen zu Jesu Christo, und vollendete so voll himmlischen Trostes und selig im Glauben und Hoffnung seine kurze irdische Laufbahn.

29. Was thut's denn, wenn ich sterbe?

Diese Frage wurde von einem Kinde gethan, nicht im Leichtsinn, sondern in der früh gewonnenen frohen Ueberzeugung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen — nemlich von Karoline Frisch, dem einzigen Töchterchen eines würtembergischen Beamten.

Schon in ihrer zarten Jugend zeigte Karoline ungemeinen Verstand und ein fühlendes, liebevolles Herz, das aus ihren heitern, offenen Augen sprach. Sie war die Freude der Eltern und des Großvaters, eines frommen Predigers, vorzüglich aber der frommen Großmutter. Sie war frühe schon in den Erzählungen der heiligen Geschichte zu Hause, und hieng mit einer innigen Liebe an dem himmlischen Vater und ihrem Heilande. Sah sie ihre Eltern oder Großeltern traurig, so hing sich das fröhliche

Geschöpf dem Trauernden an den Arm, und ließ nicht nach mit Liebkosen und Trösten, bis es heiterer aufblickte. Nichts mochte sie allein haben, sondern was ihr Freude machte, theilte sie ihren Freundinnen mit, und wenn ihre Mutter ihr eine recht große Freude machen wollte, so lud sie ihr ein paar arme Kinder aus der Nachbarschaft ein, denen sie dann einen frohen Tag machen durfte. Eines Tages spielte Karoline mit ihrer Puppe im Zimmer, als die Leichensägerin hereintrat, und dem Vater etwas ausrichtete. Nachdem die Frau weggegangen war, sagte der Vater tief bewegt zur Mutter: „Höre! so oft diese Frau kommt, so geht mir ein Stich durch's Herz.“ Das sagte aber der Vater, weil die Kinderblattern im Städtchen umgiengen, uud täglich beinahe eines oder mehrere Kinder daran starben, wo dann jedesmal die Leiche auch im Hause des Beamten angesagt wurde. Er hatte nicht geglaubt, daß die kleine Karoline darauf geachtet habe, denn er hatte ziemlich leise gesprochen. Da gieng die Kleine von ihrem Spielzeug weg, stellte sich ganz ernst vor Vater und Mutter mitten in's Zimmer hin und sagte: „Warum geht dir ein Stich durch's Herz, Vater? Ich weiß es wohl, warum. Du denkst, ich werde die Urschlechten (Kinderblattern) auch bekommen und sterben. Was thut's denn, wenn ich sterbe? Du und die Mutter und der Großvater und die Großmutter sterben auch, und dann sind wir beim Heiland Alle wieder bei einander.“ Wenige Wochen darauf wurde auch Karoline an den Blattern krank, und gieng heim zu ihrem Heilande. Der Großvater und die Großmutter sind

auch dahin gegangen, dann folgte die Mutter, und vor wenigen Jahren war dieses Wort seines Kindes — Stärkung auch für ihren Vater in dem letzten schweren Kampfe, in welchem Gott seine Seele noch läuterte.

30. Der Abschied.

Dietrich v. Ende, vornehmer Eltern Sohn, war so fromm und gewissenhaft, und zeigte solche Gaben des Geistes und solche Wißbegierde, daß seine Eltern sich der schönen Hoffnung hingaben, es werde einmal etwas Ausgezeichnetes aus ihm werden; sie schickten ihn daher mit einem eigenen Hofmeister auf eine berühmte Schule. Dietrich nahm schnell zu an Kenntnissen, aber sein Feierabend kam bald. In seinem eilften Jahre wurde er krank. Dietrich v. Ende erhielt schon früh' durch die weisen und heiligen Grundsätze der christlichen Religion ein feines sittliches Gefühl, das oft da, wo Andere auch nicht einen Schatten von Unrecht sahen, Zweifel erregte. Groß war seine Wißbegierde, und getrieben von ihr beschäftigte er seine Lehrer und die um ihn waren, mit bescheidenen Fragen nach Allem, was ihm vorkam. Eben so groß war sein Fleiß. Alle Stunden, darin er nicht bestimmte Arbeit hatte, widmete er der Lesung nützlicher Schriften. Es machte ihm viele Freude, seinem jüngern Bruder wieder mitzutheilen, was er gelesen hatte. Alles, was er in solchen Nebenstunden las, las er auch mit Ueberlegung und Anwendung und mit inniger Theilnahme. So die

Erzählung im „Göttingischen Magazin," wie der unglückliche Johann Heinrich Waser in Zürich Abschied von den Seinigen im Gefängnisse nimmt, wie er ihnen Lehren und Ermahnungen ertheilt, und dann am 27. Mai 1780 auf dem Schaffot stirbt. Das bloße Lesen dieser Geschichte war für ihn so rührend, daß er sich nicht enthalten konnte, sie auch eben so rührend zu erzählen. Dietrich wurde krank, und seine Schmerzen waren heftig, man konnte ihn nicht anfassen, ohne ihm wehe zu thun. Aber er klagte nie, und trug alle Schmerzen, auch bei den Beschwerlichkeiten der Heimreise zu seinen Eltern, ohne Murren und Klagen. Sein Hofmeister besorgte, ihn mit dieser Nachricht vielleicht zu erschrecken, und suchte sie ihm daher so schonend als möglich beizubringen. „Mein lieber Dietrich," sagte er zu ihm, „Sie fühlen wohl selbst, wie gefährlich ihre Krankheit ist, sehen also wohl auch selbst ein, daß es Gott gefallen könnte, Sie durch diese Krankheit aus der Welt zu rufen." Aber ohne ihn ganz ausreden zu lassen, antwortete Dietrich: „Wie es Gott will!" Alle die schönen Aussichten der Zukunft, auf die er sich schon oft gefreut hatte, ließ er jetzt ohne Betrübniß fahren, überzeugt, daß Gott ihm alles das reichlich und schöner ersetzen werde, was er hier verlasse. Man sagte ihm: er müsse sich jetzt zu Gott wenden, und hielt ihm den Spruch vor: „Herr Jesu, in Deine Hände befehl' ich meinen Geist." Aber er hatte sich längst zu Gott gewendet, und setzte mit inniger Andacht und Seelenruhe hinzu: „Du hast mich erlöset, Herr, Du getreuer Gott!" Sein Hof-

meister gab ihm seine Zufriedenheit mit dieser Unterwerfung unter Gott und Dessen weise Schickung zu erkennen, bat ihn, auch ferner noch Alles so christlich zu tragen, was er vielleicht noch zu dulden und zu leiden haben würde, denn er wisse ja, wessen Schickung es sei. „Es ist Gottes Wille," antwortete Dietrich, „der mich manches Gute hat in meinem Leben genießen, durch die heilige Taufe zum Christen erheben und durch Christus hat erlösen lassen." Dann setzte er noch hinzu: „Gott ist getreu, Er läßt uns nicht über unsere Kräfte versuchen." Kurz darauf dankte er mit voller Ergießung seines Herzens sowohl seinem Vater als seinem Hofmeister für das viele Gute, das er von ihnen genossen, besonders aber für seine christliche Erziehung. „Wenn Sie nicht wären," waren seine Worte, „so wäre ich vielleicht kein Christ, würde Jesus Christus nicht erkennen und nicht so ruhig sterben." Die Thränen der Umstehenden giengen ihm nahe, er fragte sie: warum sie weinten, sie hätten ja nicht Ursache; aber er sei ein Sünder; doch setzte er hinzu: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte." Er bat sie wiederholt, nicht über ihn zu weinen, denn ihm sei wohl, und noch besser werde ihm sein, wenn er erst bei Gott sei. Um sie zu trösten, versicherte er, daß er bei dem lieben Gott für sie bethen wolle, wie er es schon oft hier gethan habe. Sein Todeskampf näherte sich bald; aber seine Miene und seine Gesinnung blieb noch dieselbe ruhige und entschlossene. Der Athem gieng langsamer, es erfolgte ein hohles tiefes Röcheln, auch dieses wurde schwä-

cher und blieb endlich aus, noch ein tiefer Athemzug, und frei war sein Geist, und er gieng zu Gott, den er liebte. Sein Hofmeister drückte ihm mit dem letzten Kusse die sterbenden Augen zu.

31. Das Gefängniß.

Jonas Eiler, der Sohn armer, aber rechtschaffener Eltern zu Timmel in Ostfriesland, war von früher Kindheit an kränklich, lernte aber in der Schule so fleißig, daß er schon im siebenten Jahre mit der heiligen Schrift sehr vertraut war, und viele Stellen auswendig wußte. Das kam ihm in seinen krampfhaften und gichterischen Umständen recht zu gut. Er sah hier wohl, daß die Welt vergehe mit ihrer Lust, und haßte daher an sich und Andern alles Eitle, und es war ihm höchst zuwider, wenn zuweilen Kinder zu ihm kamen, welche unnütze Reden führten.

Wenn es seine Schmerzen zuließen, fand er ein Vergnügen daran, schöne Liederverse und Sprüche aus der heiligen Schrift durch öftere Wiederholung in's Gedächtniß zu fassen, um sich, wie er sagte, im Hunger mit einem Brödlein Manna zu erquicken. Und wirklich verschaffte ihm dieß einen solchen Schatz, daß er sogar Andern daraus reichlich mittheilen konnte. So redete er einst kurz vor seinem Ende, das schon in seinem zehnten Jahre erfolgte, mit einigen Frauen von der unendlichen Liebe Gottes in Christo Jesu und von dem nöthigen Ernst im Gebethe u. dgl. so lehrreich und beweglich, daß sie sich der Thränen

nicht enthalten konnten. Dabei wurde er so warm, daß er ihnen bei ihrem Weggehen noch zurief: „O ihr guten Leute, wenn ihr dann einen Anfang gemacht habt, so laßt es euch auch einen rechten Ernst sein! Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht. Unsere Bekehrung muß alle Tage auf's Neue wiederholt werden!" Diese Worte des sterbenden Knaben machten einen solchen Eindruck auf sie, als wenn Jonas ihr ganzes Herz durchschaut und ihnen enthüllt hätte. Sie gingen mit Thränen von ihm. Einmal fand man ihn weinend, und als ihn der Pfarrer Taute, der ihn oft besuchte, um die Ursache fragte, antwortete Jonas: „Ach! es wird mir Alles so fremd in der Welt; es ist mir, als wenn ich gar nicht mehr in die Welt gehörte, und doch bin ich noch darin. Die Zeit wird mir so lang, bis ich nach Hause zu meinem lieben Vater komme." Kurze Zeit hernach stieg sein Verlangen immer höher, bald bei dem Herrn zu sein, indem, wie er sagte, er diese Welt nur für ein Gefängniß ansehe. Er hatte gar keine Furcht vor dem nahen Tode. An seinem Todestage Morgens um 9 oder 10 Uhr fragte er: wie viel Uhr es sei? Als die Mutter ihn fragte, ob er etwa auf eine gewisse Stunde warte, antwortete er: „Ach ja, liebe Mutter, ich weiß es wohl, bald, bald komme ich zu meinem Ziele." Hierauf wurde er etwas stille. Um halb 11 Uhr fragte er abermals: wie weit es an der Zeit sei? Als man es ihm sagte, gab er mit lächelnder Miene sein Vergnügen zu erkennen, daß er nun seinem Ziel sehr nahe sei. Gegen 11 Uhr rief er vergnügt aus: „O Jesu!" Bei diesem

Ausrufe verließ seine Seele die gebrechliche Hülle, und eilte hinüber in die Arme seines Erlösers.

Im Gefängniß eines kranken Leibes lernte Jonas nicht nur den Werth der Freiheit vom Leiden, sondern der Freiheit von der Welt und von weltlicher Gesinnung kennen, und diese Erkenntniß war die kurze Gefangenschaft wohl werth. Röm. 8, 18.

32. Der Wegweiser.

Ein Herr war einst auf Reisen, und kam in ein Dorf, wo er den rechten Weg nicht mehr zu finden wußte. Da begegnete ihm ein Knabe, welchen er fragte: Ob er wohl auf dem rechten Wege sei? „Ja," antwortete dieser dem Herrn, „und wenn ihr vor dem Dorfe draußen links geht, so kann es euch gar nicht mehr fehlen." Der Herr gieng also links. Schon war er eine ziemliche Strecke fortgelaufen, da kam hinter ihm her der Knabe gesprungen und rief: „Lieber Herr! verzeih mir's Gott, ich habe euch den Weg nicht recht gesagt, gehet nur mit mir, ich will so weit mit euch gehen, bis ihr nicht mehr irre gehen könnet." Der Knabe gieng voran, und als er den Herrn auf den rechten Weg geführt hatte, bat er ihn nochmals um Verzeihung, und nahm Abschied. Der Herr wollte ihm etwas schenken; aber er nahm's nicht an, und sagte: „Nein, Herr, nein! ich bin froh, daß ich euch wieder angetroffen habe, denn es wäre mir den ganzen Tag nicht wohl gewesen, wenn ihr durch meine Schuld irre gegangen wäret."

33. Der Mantel.

Geschenke geben, die einen nichts kosten, ist keine Kunst; aber irgend einem Vergnügen entsagen, um Andern wohlzuthun, das ist eine Kunst.

Der jungen Prinzessin von Orleans brachte eine Putzhändlerin zu einer Maskarade einige Mäntel von verschiedener Arbeit, im Preise von 10 bis 40 Louis'dor; auch fand sich darunter einer, für welchen 50 Louis'dor gefordert wurden. Die Hofdamen und Kammerfrauen der Prinzessin fielen alle einstimmig mit ihrer Wahl auf diesen letztern, und drangen in sie, ihn zu wählen. Allein zur großen Verwunderung der Hofdamen wählte die Prinzessin einen von den schlechtesten zu 10 Louis'dor, indem sie sagte: „Auch dieser Anzug schickt sich für mich; die andern 40 Louis'dor sollen sogleich unter die Armen vertheilt werden."

34. Der Spaziergang auf dem See.

Der Winter im Jahre 1830 war so hart, daß wohl seit Menschengedenken zum ersten Mal der Bodensee ganz überfror, und Schlitten und Menschen über denselben gehen konnten. Um das Andenken an dieses denkwürdige Ereigniß noch in spätester Zeit zu erhalten, führten Eltern und Lehrer ihre Kinder über die eisige Glätte in gegenüber liegende Städte und Dörfer, und erfreuten sich der sich drängenden Volksmenge.

Waldburga besuchte an einem jener kalten Tage des Hornungs ihren Großvater, den sie gar sehr liebte, weil er ihr immer eine schöne Geschichte erzählte oder einen Leckerbissen zusteckte. Der Großvater freute sich, daß Waldburga sich getraut hatte, bei der großen Kälte auszugehen. „Lieber Großvater," sagte das Mädchen, „ich würde noch weiter über den zugefrornen See gehen, wenn ich ein recht warmes Unterkleid hätte." — „Das sollst du haben, liebes Kind," sagte der Großvater, „denn ich weiß, daß du diesen Winter über fleißig gelernt hast, du hast mir durch dein gutes Betragen viele Freude gemacht; darum will ich dir ein warmes Unterkleid schenken, damit du auch auf den gefrornen See gehen kannst." Waldburga freute sich sehr auf den Tag, an welchem sie diesen Spaziergang sollte machen dürfen. Der Lehrer hatte versprochen, die Kinder alle auf ein gegenüber gelegenes Dorf zu führen. Am andern Tage schickte der Großvater Waldburgen recht warmen Zeug zu einem Unterkleid und noch ein Stück Geld, um sich nach dem frostigen Spaziergange etwas Gutes zur Stärkung kaufen zu können. Freudig lief Waldburga mit dem Zeuge zu einer Näherin, um sich das Unterkleid noch verfertigen zu lassen. Als Waldburga, mit ihrem Halstuche sich gegen den schneidenden Wind schützend, beinahe schon bei der Näherin war, hörte sie neben sich bei einem kleinen Häuschen eine Frau weinen, welche sehr schlecht gekleidet war, und recht elend aussah. Waldburga betrachtete mit innigem Mitleid die arme Frau. „Warum weint ihr, gute Frau?" fragte sie theilnehmend. — „Ach, liebes

Kind, warum sollte ich nicht weinen, da ich weder Holz habe, um mich und meine zwei Kinder in dieser fürchterlichen Kälte zu erwärmen, noch etwas zu essen? Ich bin eine recht unglückliche, verlassene Frau, seit mein Mann mir gestorben ist." — Das gieng Waldburga zu Herzen. Sie gieng nachdenkend weiter. Ach, dachte sie bei sich selbst, wenn ich nur dieser armen Frau helfen könnte! Plötzlich fiel ihr ein, daß sie ein glückliches Loos im Vergleiche mit den beiden armen Kindern habe, indem sie jetzt gute Kleider, ein warmes Zimmer und ihre gehörige Nahrung habe. Könnte ich nicht dieses warmen Zeuges entbehren, ihn den armen Kindern schenken, die sich kaum bedecken können? fragte sie sich selbst. Aber dann kann ich auch nicht über den See gehen. Einige Augenblicke machte ihr der Gedanke an den See zu schaffen, aber endlich siegte in ihr der gute Geist; sie kehrte um in das kleine Häuschen, zog ihren Pack hervor und schenkte ihn der armen Frau. Nun kam der Tag, an welchem der Lehrer mit seinen Schülern über den See gehen wollte; im Schulhause versammelten sich alle; Waldburga allein kam nicht. Da schickte der Lehrer ein Mädchen in Waldburga's väterliches Haus und ließ fragen, warum sie nicht mit über den See spazieren wolle? „Wie," fragte ihr Vater, „Du willst nicht mit? Hat dir nicht der Großvater Zeug zum warmen Unterkleid und Geld gegeben?" — Nun stand Waldburga, die bisher bei dem Strickkörbchen fleißig gesessen war, auf, und erzählte was vorgegangen war. Dieß freute den Vater so, daß er sein Kind darum

lobte, und ihr nun ankündigte, daß sie nicht nur dennoch mitgehen dürfe, sondern er selbst sie begleiten wolle. Sie mußte sich warm anziehen, er gieng mit ihr zum Lehrer, und nun gieng der fröhliche Zug vor sich, bei dem wohl Niemand vergnügter war als Waldburga.

35. Sibirische Wanderung.

Nahyda's Vater, Tschernikow, Zoll-Einnehmer zu Niktin, einem Städchen in Rußland in der Statthalterschaft Katharinoslaw, wurde von einem Bösewicht bei der Kaiserin Katharina verleumdet, und von ihr ohne Untersuchung in die Verbannung nach Sibirien geschickt. Die kleine Nahyda und ihre Mutter begleiteten ihn in das kalte unwirthbare Land; die Leute in Niktin aber weinten, als sie fort mußten, und geleiteten sie vor ihre Stadt hinaus mit herzlichem Bedauern. In einem rauhen Winter, wie jener 1791 war, mehrere hundert Meilen fast durch lauter Einöden reisen, dazu in Gesellschaft eines rohen Gerichtsdieners — wenn man sich das lebhaft vorstellt, so erschrickt man davor in seiner warmen Stube; die zarte Nahyda aber erschrack doch nicht davor, obgleich sie mit dabei war; auf der ganzen Reise klagte sie nie, und doch mußte sie fast all' der Pflege entbehren, woran sie bei ihren guten Eltern gewöhnt war; ja wenn sie sah, daß diese oft niedergeschlagen waren, so nahm sie all' ihre Heiterkeit zusammen, bis auch sie wieder heiter waren. Endlich kamen sie nach tausend Mühseligkeiten doch glück-

lich in der Hauptstadt Tobolsk an, und hier gieng es ihnen nun erträglich, wenn sie sich auch oft nach dem angenehmeren Leben in Niktin zurücksehnen mochten. Der Statthalter Whatschiky, ein menschenfreundlicher Mann, war ihnen günstig, und suchte ihnen ihre Lage möglichst zu erleichtern. Sie bekamen ein Haus und etwas Feld, der Vater gieng auf die Jagd, und war so glücklich, eine Menge Füchse, Zobel und Hermeline zu erlegen, deren kostbare Pelze die Reichen theuer bezahlen. Auch ein Freund stellte sich bei den Verlassenen ein, ein wackerer junger Mann Namens Lupansky, der gewöhnlich den Vater auf die Jagd begleitete. — Aber kaum hatte ihr Leben begonnen, sich auf diese Weise etwas aufzuheitern, so kam schon wieder eine dichtere Finsterniß als zuvor. Der Statthalter Whatschiky wurde abgerufen, und der neue, der an seine Stelle kam, schickte Tschernikow 100 deutsche Meilen weiter in das Städtchen Mangasea, eine noch viel traurigere Gegend. Da war es ihnen wie an jenem Tage, wo der Befehl kam, nach Sibirien zu gehen. Aber Tschernikow sagte auch jetzt: „Gott ist unser Vater und wird es bleiben, wenn auch Alles zu unserm Unglück sich verschwören sollte!“ Und Gott brachte sie auch durch tägliche Todesgefahren, durch Schnee und Eis und furchtbare Sturmwinde an ihren neuen Wohnort, noch mehrere hundert Werste hinter der Stadt Jeniseisk. Als sie in die neue Hütte eingezogen, wollte ihnen schier der Muth entfallen. Das wird wohl unsere letzte Wohnung hier auf Erden sein, dachten sie; doch rief auch in dieser Betrübniß der

Vater sich und den Seinen den Trost zu: „Der alte Gott lebt noch, nur recht auf Ihn vertraut, Er führt uns auf dem Dornen-Wege schneller zum Ziel als auf dem Rosenpfade!“ Und glücklich ernährte er auch die Seinen wieder durch Jagd und Fischfang. So gieng es vier Jahre; Nahyda aber wurde immer trauriger und nachdenklicher, wenn sie ihre alternden Eltern ansah, und daran dachte, was in dieser trostlosen Einöde, wo es oft lange ansteht, bis man nur wieder einen Menschen sieht, aus ihnen werden solle. Endlich steht sie den Gedanken nicht mehr länger aus: „Vater,“ sagt sie, „lassen Sie mich nach Petersburg ziehen, sogar in unserer Wüste hört man die Gerechtigkeit des Kaisers Alexander preisen, vor dem will ich mich niederwerfen und ihn anflehen, daß er sie auch Ihnen widerfahren lasse.“ „Ach Kind, wie willst du, kaum zwölf Jahre alt, mit deinen schwachen Gliedern die Beschwerden einer solchen Reise bestehen? ohne Rath, ohne Beistand über **1000** Meilen durch Wüsten reisen — nein, mein liebes, theures Kind, das geht über deine Kräfte.“ Die Mutter aber redete zu: „Laß sie ziehen, der Herr wird sie segnen,“ sagte sie schluchzend; da ließ er's zu, und segnete sie. Die Stunde der Trennung aber war schwer, Keines konnte mehr reden vor tiefer Bewegung. Nahyda reis'te anfangs mit einer Gesellschaft, da aber diese auf der Hälfte des Weges von den Mühsalen rastete, gieng sie mit Anbruch des folgenden Tages allein weiter; keine Witterung, keine Mattigkeit konnte sie bewegen, einen Ruhetag sich zu gönnen. Schon waren ihre Füße wund, sie

konnte ohne heftige Schmerzen nicht mehr auftreten; „Fort,“ sagte sie da zu sich, „deine Eltern ließen sich's oft sauer um dich werden; du wärest nicht werth, deines Vaters Nahyda zu heißen, wenn du nur einen Augenblick zu seiner Rettung versäumtest.“ Und so legte sie in acht Monaten einen Weg von 1000 Meilen zurück. Aber nun galt es erst noch, ihres Vaters Sache zu betreiben, und da mußte die Erschöpfte alle Kräfte zusammenraffen. Eine edle Fürstin nahm sie liebevoll auf, ließ sich ihre Noth von ihr erzählen, und brachte die Sache vor den Kaiser. Alexander befahl, sie von Neuem zu untersuchen, und da hiedurch die Ungerechtigkeit entdeckt wurde, hieß er auf der Stelle Tschernikow in Freiheit setzen. Aber nicht genug; Alexander ließ sie vor sich kommen und sprach lange freundlich mit ihr. Nahyda war, sobald sie ihn erblickt hatte, auf ihn zugeeilt, und war ihm mit Thränen des Dankes zu Füßen gesunken; er aber hieß sie aufstehen, und ehe sie sich entfernte, machte er ihr ein ansehnliches Geldgeschenk, und seinem Beispiel folgten seine Begleiter. Das Ober-Postamt aber erhielt den Befehl, Nahyda auf's Schleunigste zu ihren Eltern zurückzuführen, und der Statthalter in Tobolsk, Tschernikow nach Petersburg zu schicken — Alles auf des Kaisers Kosten. Schon hält der Wagen vor der Thür, da sinkt Nahyda ihrer edeln Wohlthäterin zu Füßen, und ergießt ihr ganzes Herz in Dank gegen sie. Nach dritthalb Monaten ist die Glückliche wieder bei ihren Eltern in Mangasea, und Freude kehrt mit ihr ein in dem Haus der Trübsal. Liebliche Opfer des Dankes

steigen nun die Gebethe der Wiedervereinten empor, sie flehen Segen herab auf den Kaiser und die Fürstin — und dann sagen sie ihrer Hütte auf immer Lebewohl. Der Kaiser läßt sich von Tschernikow selbst nach seiner Ankunft in Petersburg den ganzen Verlauf der Sache noch einmal erzählen, alle Zeugnisse, die man einholt, sind zu seinen Gunsten, und darum wird ihm nun ein ansehnlicheres Amt anvertraut, als er zuvor hatte; glücklich lebte er nun nach überstandener Trübsal im Kreise der Seinen, Nabyda aber ward hernach die Frau des edeln Lupansky, der sich schon in der Verbannung ihnen als Freund bewiesen. So war ja des Vaters Wort, daß Gottes Hand auf Dornenwegen schneller zum Ziele führe als auf Rosenpfaden, erfüllt durch des schwachen Kindes starke Liebe.

36. Die unterbrochene Urtheils-Vollstreckung.

Als auf der (vormals) französischen Insel St. Domingo (jetzt Hayti) die Revolution ausbrach, wurden eine Menge Unschuldiger als Feinde des Vaterlandes angeklagt, und von denen, welche zur Regierung erhoben worden waren, zum Tode verurtheilt. Dieses Loos traf auch einen rechtschaffenen Mann, weil jene schlechten Menschen nach seinem großen Vermögen gelüstete, das sie nun nnter dem Schein des Rechts einzogen. Als man ihn von den Seinigen wegriß, begleitete ihn sein zehnjähriges Töchterlein, mit dem Entschluß, bei ihrem Vater zu bleiben, möge ihm auch begegnen, was da wolle. Ihr Vater sollte erschossen wer-

den; er wird mit Andern zur Vollstreckung des Urtheils hinausgeführt; schon sind seine Hände gefesselt, seine Augen verbunden, und die Mordgewehre auf ihn gerichtet, als die Kleine aus dem Haufen hervorstürzt mit dem Schrei: „Mein Vater, ach mein Vater!" und auf ihn zueilte. Umsonst versucht man, sie der Todesgefahr, der sie sich hiemit selbst aussetzt, zu entreißen, umsonst droht man ihr, sie umschlingt ihren Vater mit ihren kleinen Armen, drückt sich fest an ihn, und erwartet so den Augenblick, wo sie mit ihm sterben werde. „O meine Tochter, theures Kind, fliehe, du bist deiner armen Mutter einzige Hoffnung, fliehe, ich beschwöre dich, ich befehle es dir!" so ruft ihr Vater tiefbewegt; allein sie antwortete: „O mein Vater, laß mich; wir sterben zusammen!" Dieß rührt das Herz des Befehlshabers, der wahrscheinlich auch Kinder hatte, und von der Vorstellung getroffen, wie es ihm in diesem Fall zu Muthe sein würde, befiehlt er unter einem scheinbaren Vorwand, den Verurtheilten mit seinem Kind in's Gefängniß zurückzubringen. Seine Sache kommt nun noch einmal zur Verhandlung, sie gewinnt ein anderes Ansehen, und siehe da, frei geht nach Kurzem der Vater mit dem Kinde aus der finstern Kerkerpforte.

37. Der kleine Proviantmeister.

Als die Preußen in den tausend=siebenhundert=und neunziger Jahren am Rhein gegen die Franzosen im Felde standen, hörte ein Bauernknabe, dessen Vater im preußi=

schen Heere diente, daß man dort Mangel an Proviant (Lebensmittel) leide, und daß man sogar für Geld nichts bekommen könne. Diese oft wiederholten Erzählungen drangen dem Knaben tief zu Herzen, und da er wußte, daß seine Mutter noch einigen Vorrath von Kartoffeln habe, faßte er schnell den Entschluß, sie seinem Vater zu bringen. Voll Begierde, seinen Plan baldigst auszuführen, konnte er die Heimkehr seiner Mutter, welche in ein benachbartes Dorf gegangen war, nicht abwarten. Er füllte einen Sack mit Kartoffeln, und trat, ohne Reisegeld, seinen Weg nach dem Rhein muthig an. Er hatte oft erzählen hören, das Regiment, unter welchem sein Vater war, stehe nahe bei Mainz im Lager. Auch hatte er sich bei dem Schulmeister des Orts um den nächsten Weg dahin genau erkundigt. Ueberall, wo er mit seiner Bürde hungrig und ermüdet ankam, gaben ihm die Leute gern unentgeltlich Nahrungsmittel und Herberge. Ein leer nach Mainz gehender Fuhrwagen, den er unterwegs antraf, erleichterte ihm sein Unternehmen, und brachte ihn glücklich in das preußische Lager. Hier wurde er, als er das Regiment und den Zunamen seines Vaters nannte, sammt seiner Bürde in das Zelt des Hauptmanns gebracht, zu dessen Compagnie sein Vater gehörte, und auch dieser selbst herbeigerufen. Die Freude der Beiden, als sie einander erblickten, war unbeschreiblich. — Froh, einen solchen Sohn zu haben, schickte ihn der Vater, nachdem er sich von der Reise erholt hatte, wieder heim zur Mutter. Und nicht leer kam er zurück. Der Hauptmann und die andern Offiziere, denen der rüstige kleine Wanderer unge=

mein gefiel, beschenkten ihn reichlich, ja sogar die Feinde, die Franzosen, denen er in die Hände fiel, bezeugten ihm ihr Wohlgefallen, indem ihr General Cüstine ihm ebenfalls ein Geschenk machte und ihn gütig entließ. Dem Knaben aber war auf dem ganzen Weg bis zur Mutter besonders wohl zu Muth. — Was, meinet Ihr, hat ihm wohl so guten Muth gemacht?

38. Das Gemslein.

Ein Kind wollte gar einmal seinen Eltern sein eigen Fleisch zu essen geben, damit sie nicht verhungern müßten; so weit ließ es aber der treue Gott nicht kommen, der die Versuchung stets ein solches Ende nehmen läßt, daß wir's können ertragen. Vor vielen Jahren war unweit Rüdersweil in Graubündten die Hütte einer armen Holzhauers-Familie dermaßen eingeschneit worden, daß der Giebel derselben noch mehrere Fuß tief unter der Schneemasse begraben lag. Die guten Leute wußten sich am Morgen gar nicht zu erklären, warum es nicht Tag werden wollte, bis sie mit Schrecken entdeckten, wie sich's verhielt. Ihre wenigen Lebensmittel reichten bei der sparsamsten Eintheilung doch kaum drei Tage für Vater, Mutter und die vier Kinder, und nun hatten sie nichts Genießbares mehr als Schneewasser, damit fristeten sie ihr Leben bis zum sechsten Tage, aber Alle waren todesmatt vor Hunger, sahen einander betrübt an und weinten. Konrad aber, das älteste Kind, ein Knabe von 13 Jahren, blieb gelas-

sen, und fieng auf einmal voll Zuversicht an: „Liebe Eltern, glaubet mir, was ich euch nun sagen werde, ist von Gott; eingedenk des frommen Isaak, der sich willig zum Opfer gab, weil es Gott wohlgefiel, will ich freudig mein Leben geben, damit euer und meiner Geschwister Leben durch mich erhalten werde. Ich vertraue zu dem lieben Gott, daß er desto gewisser mich zu sich nehmen werde, wenn ich solches für euch werde erlitten haben.“ Die Eltern sahen einander lange schweigend an, indem sie den Knaben in ihre Arme schlossen, schrecklich gequält von der Rede, weil sie nicht wußten, ob sie die armen Kleinen, die schon nicht mehr stehen konnten vor Schwäche, sollten vollends verschmachten lassen, oder in des Knaben Vorschlag willigen. Endlich entschied der Vater, er könne nicht glauben, daß der Knabe den Einfall von sich selbst habe, und die drei unschuldigen Würmlein könne er nichr so elend verderben sehen, darum wollen sie diese Nacht noch brünstig zu Gott um Hülfe rufen, und komme sie nicht, so wolle ihm dann Gott verzeihen, was er vorhabe. Darauf warfen sich Alle auf die Kniee und flehten, daß Gott sich über sie erbarmen wolle. Konrad aber war ganz getrost und bethete, daß Gott seinen Eltern vergebe, was sie in der höchsten Noth thun würden. Nun kam für die Eltern die traurigste Nacht ihres Lebens, sie konnten vor dem quälenden Gedanken keine Ruhe finden. Morgens versuchte der Vater noch einmal, ob es nicht möglich sei, in's Freie zu kommen, aber umsonst. Nun nahm er sein Beil, das er aber vor Zittern kaum halten konnte. Der Knabe aber

redete ihm muthig zu und tröstete die Andern, zog sein Röcklein aus, und machte den Halskragen los, und erwartete, den Kopf niedergesenkt, den Todesstreich von der Hand des Vaters. Mutter und Kinder schrieen ganz verzweifelt, und der Vater zauderte. In diesem furchtbaren Augenblicke kam die Hülfe. Ein schwerer Fall wurde gehört, Alle eilten hinaus bis auf Konrad, der nichts mehr sehen wollte, sondern wartete, bis der Vater zurückkäme; da fanden sie unter dem Kamine eine Masse Schnee herabgestürzt und darauf ein Gemslein, das durch den Fall beide Hinterfüße gebrochen. Staunend und lobpreisend erkannten sie die Hand des Allmächtigen, der das Schreien der Elenden hört und wunderbar hilft. Da sie aber zurückkamen, war Konrad auf dem Troge, wohin er den Kopf gelegt, eingeschlafen, und hatte geträumt, die lieben Engel führen ihn zum Himmel. Wie er nun erwachte und sah, was da geschehen war, sprach er: „Ei, wie hat doch Gott das Gemslein geschickt, mich vom Tode zu erlösen, wie den lieben Isaak durch den Widder, obwohl ich nicht so fromm bin wie jener Isaak!“

Zwei Tage lang aßen sie nun vom Fleisch des Thieres, und am dritten war der Schnee so weit geschmolzen, daß sie an's Tageslicht kommen konnten, um Nahrung von außen herbeizuschaffen. Da verkündigten sie laut, wie ihnen der Herr wohlgethan, Konrad aber behielt es Alles in seinem Herzen, und erkannte hinfort die Hand seines Erlösers in Allem, was ihm begegnete in Freud' und Leid.

39. Die gesegnete Nachtherberge.

Nikolaus, eines Bergmanns Sohn aus Schlackenwalde in Böhmen, wußte schon gut die Leier zu spielen, als er erst acht Jahre alt war; in seinem zwölften war er als der geschickteste Leiermann in der ganzen Gegend bekannt. Da war kein Kirchweihfest, keine Hochzeit, kein Kindtaufschmaus, wo er nicht gerufen wurde, um die Gäste mit seinem lieblichen Spiele zu unterhalten. Diese Geschicklichkeit trug unserm Nikolaus auch manchen schönen Groschen ein, und obwohl er nur armen Leuten im Dorfe bei ihren Festen spielte, so erhielt er doch manchmal von einem geladenen reicheren Gaste eine ansehnliche Gabe, und nie gieng er ganz leer nach Hause. Von diesem Geld schaffte er sich dann eine hübsche Kleidung an, und ersparte sich noch etwas. Stets munter, bescheiden und gefällig, war er bei Alt und Jung beliebt.

Einst wurde er bei einer Hochzeit nach einem zwei Stunden entlegenen Dorfe gerufen. Er nahm seine Leier auf den Rücken, und sobald dieß der große treue Haushund sah, der ihn gewöhnlich zu solchen Festen, von denen er erst bei Nacht zurückkam, begleiten durfte, sprang er voll Freude an ihm hinauf und wedelte mit dem Schwanz, denn bei solchen Gelegenheiten bekam er auch fettere Bissen als zu Hause. Man empfing den kleinen Leiermann im Hochzeithause mit vielem Vergnügen und bewirthete ihn herrlich; er dagegen wußte die Gäste mit lieblichen Musikstückchen auf seiner Leier, welche er oft mit Gesang begleitete, an-

genehm zu unterhalten, und erhielt auch eine ziemlich reiche Belohnung. Da die Gäste bis Mitternacht beisammen blieben, so bat er um eine Herberge im hochzeitlichen Hause, und man bereitete ihm einen Bund frisches Stroh in der Scheune, auf welches er sich mit seinem treuen Hunde legte.

Kaum hatte er da ein halbes Stündchen geschlafen, so wurde er durch eine wehmüthige und jammernde Stimme aufgeweckt. Der Hund fing an zu knurren; Nikolaus hieß ihn schweigen, stand ganz leise auf, und guckte durch die Spalten der hölzernen Wand, um zu sehen, woher diese Stimme komme. Er bemerkte ein steinaltes Mütterchen, auf einen Stock gestützt, und ärmlich gekleidet, die vor der Hausthüre stand. „Mein Sohn," sagte sie, indem sie leise an der Thüre pochte, „mach' auf, mach' doch deiner alten, hungrigen Großmutter auf! Mich hat es sehr geschmerzt, daß du — mein Enkel — der leibliche Sohn meines seligen Steffen — mich nicht an deinem hochzeitlichen Mahle Theil nehmen ließest; du hast dich meiner geschämt, weil ich arm bin. Ich komme deßwegen in der Nacht zu dir, wo mich Niemand sieht, und bitte dich, gieb mir nur ein wenig von den Ueberbleibseln deines Hochzeitmahles! Ich habe heute nichts als eine Rinde Brod gegessen, die ich mir im Wasser erweicht habe. Du weißt, daß ich gar nichts habe, weil ich Alles meinem Steffen gegeben, der es dir bei seinem Tode hinterlassen hat. Mach' doch auf!" Niemand im Hause bewegte sich. Die Alte fieng stärker zu pochen an. „Oeffne mir deine Thüre," sagte sie, „ich kann nicht glauben, daß du ruhig schlafen

kannst, während deine alte Großmutter vor deiner Thüre bettelt. Hast du vergessen, daß mein Steffen auf seinem Todbette mich dir anbepfohlen hat? Ehrest du so deines Vaters letzten Willen? muß ich vor Hunger verschmachten? Ich bitte dich ja nur um ein wenig von dem Hochzeittische. Wie kannst du Glück und Segen in deinem Ehestande haben, wenn du dich am ersten Tage desselben gegen deinen Vater und deine Großmutter so schwer versündigest? Fürchte Gottes Strafe, der so streng befiehlt, die Eltern zu ehren!"

Nikolaus hörte alles Dieses mit an. Thränen des Mitleids traten ihm in die Augen; er gerieth in gerechten Unwillen über den Hartherzigen, und wußte sich kaum zu fassen, als der undankbare Enkelsohn seine Thüre halb öffnete, auf die Thürschwelle ein Stückchen Brod und Fleisch legte, und mit rauhen Worten zu der Alten sagte: „Da habt ihr etwas, und packt euch jetzt fort. Schickt sich das wohl für ein Weib von euerm Alter, in der Nacht so herum zu kriechen und die Leute zu belästigen, wenn sie schon ruhig schlafen? Wenn ihr es so fort machet, so werde ich euch gar nichts mehr geben!" Bei diesen Worten schlug er die Thüre zu, und murmelte noch einige Worte zwischen den Zähnen. Die alte Mutter setzte sich auf die Thürschwelle, nahm das Brod und Fleisch in die Hand, und fing bitterlich zu weinen an. Da brach dem guten Nikolaus das Herz, Thränen rollten ihm über die Wangen. „Der Unmensch," sagte er „heute hat er vollauf mit den Seinigen gelebt, und jetzt vergönnt er keinen guten

Bissen seiner armen, alten Großmutter. Gottes Strafe muß über ihn kommen. Wenn dieses seine Nachbarn erfahren, — kein Mensch wird ihn mehr mit guten Augen ansehen." Die alte Mutter stand auf und gieng fort. Nikolaus wollte auch nicht länger in dem Hause dieses gefühllosen Menschen bleiben, er folgte der Alten in einer kleinen Entfernung; sie war zu sehr in traurige Gedanken vertieft, als daß sie ihn hätte bemerken sollen. Sie kam bei ihrer armseligen Hütte an, und ein hölzerner Riegel schloß die Thüre; sie öffnete sie, zündete eine kleine Lampe an, setzte sich in den Winkel neben dem Ofen, und fieng an zu weinen und zu schluchzen. „Guter Gott!" sagte sie, „jetzt ist es um mich geschehen; ich habe Niemand auf der Welt mehr, der sich meiner annimmt! Was soll ich nun anfangen? Arbeiten kann ich nicht mehr, ich werde jetzt bei Fremden ein Stück Brod erbetteln müssen! Warum hast du mich, guter Gott, so lange leben lassen, um all' die Noth und Verachtung zu erfahren! Wo ist noch ein guter Mensch zu finden, der Mitleiden mit mir altem schwachem Weibe hätte?" — „Hier findet ihr ihn, gute Mutter," sagte Nikolaus, indem er hastig in die Stube trat, und die Thränen von dem Auge sich abtrocknete. Die Mutter hob ihr zitterndes Haupt empor; Furcht und Schrecken befiel sie, als sie den jungen Fremden mit dem Hunde vor sich stehen sah; doch Nikolaus reichte ihr wohlwollend die Hand, sprach ihr zu, und sagte: „Gute Mutter, Euer Enkel hat euch hart behandelt, ich habe Alles gehört; nehmet mich an Kindesstatt an, ich will Kindespflicht besser erfüllen. Meine Eltern

haben meine Hülfe nicht so nöthig; sie erwerben sich so viel, als sie brauchen. Ich will euch gern und willig unterstützen. Hier habt ihr den Verdienst des heutigen Tages." Mit diesen Worten schüttete er all sein Geld in ihren Schooß. „Das wird hinreichen, um euch für etliche Wochen Brod zu kaufen. Ich werde auch in Zukunft so viel für euch thun, als ich nur immer kann. Vertraut auf Gott, Er ernährt alle die Seinigen!" — „Guter Gott!" rief da die Alte aus. „Ist es ein Engel, den du mir jetzt in meiner größten Betrübniß zum Troste sendest? Sag' mir, gutes Kind, hat dich der liebe Gott hieher geleitet?" — Nikolaus sagte ihr Alles, was sie von ihm zu wissen verlangte, und versprach ihr treuherzig, daß er seinen Verdienst mit ihr theilen wolle; und er hielt auch Wort. Von Woche zu Woche besuchte er sie, und nie kam er mit seiner Leier von einem Feste zurück, ohne daß er bei ihr zusprach, und ihr aufgehobene gute Bissen brachte, die er sich von seinem Munde abdarbte, und etliche Groschen von seinem verdienten Gelde bei ihr zurückließ. Die gute Alte nannte ihn ihren tröstenden Engel, und bat Gott, es dem guten Knaben zu vergelten, was er an ihr Armen gethan hatte. Der liebe Gott erhörte ihr herzliches Gebeth. Glück und Segen folgten unserm braven Nikolaus auf jedem Schritte, und das schöne Bewußtsein, sich einer armen Verlassenen angenommen zu haben, begleitete ihn durch sein ganzes Leben.

War jener Strohbund für Nikolaus nicht ein Bethel (1. Mos. 28, 10 — 22.), wo die Engel der Barmherzigkeit ihn besuchten?

40. Der Gang zur Schule.

In Elguth, einem kleinen Dörfchen an der böhmischen Gränze, waren die Leute einst so arm, daß sie nicht einmal einen Lehrer für ihre Kinder halten konnten. Die Kinder mußten daher nach dem benachbarten Hanndorf, welches eine halbe Stunde davon liegt, in die Schule gehen. Unter diesen war ein Knabe, Namens Benjamin Kassel, welcher am Besuche der Schule so großes Vergnügen fand, daß er selbst dann nie gerne zu Hause blieb, wenn es auch wirklich schlechter Weg oder sehr übles Wetter war; daher sich auch die übrigen Kinder aus dem Dorfe bei ihm versammelten, und mit ihm in Gesellschaft nach Hanndorf wanderten. Merke dabei: wer gern in die Schule geht, fürchtet Wind und Regen nicht besonders, und wenn Einer einen guten Anfang macht, bleiben die Andern auch nicht zurück. Gar gut ist es aber, wenn man auch außer der Schule an das denkt, was man darin gehört hat. Das werdet ihr bald sehen. Einmal fanden die Kinder unterwegs einen alten armen Mann unter einem Baume sitzen, der am Abend vorher aus Mattigkeit das Dorf nicht mehr hatte erreichen können, sondern sich hatte auf die Erde hinlegen, und so die Nacht zubringen müssen. Benjamin dachte jetzt an das Gleichniß des Heilandes von dem Menschen, welchen der Priester, Levit und Samariter halb todt am Wege liegen sahen, und was der Heiland dabei gesagt hat von der Liebe zum Nächsten, Luk. 10, 25 ff., gieng auf ihn zu, und bot ihm freundlich einen guten Morgen. Der Greis

konnte vor Mattigkeit kaum antworten. Mit warmer Theilnahme fragte ihn Benjamin: wie es ihm ergangen sei? und der Alte erzählte ihm unter vielen Thränen, wie elend er die verflossene Nacht zugebracht habe. Benjamin griff schnell in seine Tasche, nahm sein Frühstück heraus, und gab es dem Alten, gieng dann zu einem nicht weit davon fließenden Bache, schöpfte mit seinem Hute Wasser, und brachte es dem kraftlosen Manne. Dieser trank, und nachdem er sich gestärkt fühlte, blickte er dankbar gen Himmel, und bat Gott um Segen für den Knaben. Unterdessen gieng Benjamin fort nach seiner Schule, und freute sich, dem Alten etwas Gutes haben erweisen zu können; dieser aber blieb sitzen. Nach einiger Zeit kam Herr v. Platen, der Gutsherr von Elguth, und hatte seinen einzigen Sohn bei sich, welcher dem Hülfsbedürftigen ein Almosen reichte, und ihn fragte, woher er sei und wohin er wolle. Der Alte erzählte ihm, daß er nach Bernstadt zu seiner Tochter habe gehen, und daselbst seine noch wenigen Tage zubringen wollen; daß er aber wegen Schwäche seines Alters krank geworden, und an dieser Stelle kraftlos dahingesunken sei und die ganze Nacht hülflos da gelegen habe; er hätte auch ohne Zweifel hier sterben müssen, wenn sich nicht unter den vorübergehenden Schulkindern ein Knabe seiner erbarmt, und ihn mit einem kleinen Frühstück und einem Trunk Wasser erquickt hätte. Der Herr des Dorfes ließ durch seinen Bedienten den Alten nach dem Edelhofe führen, und ihn durch den Verwalter pflegen, bis er völlig hergestellt war; er selbst aber gieng sogleich nach Hann=

dorf in das Schulhaus, und fragte nach dem Knaben, der so mitleidig gegen den am Wege sitzenden Greis gewesen wäre. Die Kinder riefen alle: „Es war Benjamin, des Verwalters Sohn aus Elguth.“ — „Guter Knabe, bist du der barmherzige Samariter, der sich die Noth des armen alten Mannes zu Herzen gehen ließ? Ich will dir diese gute That nach meinen Kräften vergelten: du sollst von heute an der Gesellschafter meines Sohnes sein, und durch meine Unterstützung alles dasjenige lernen, womit du dich in der Folge zu ernähren gedenkst.“ So sprach der Edelmann zu Benjamin, nahm ihn auch noch an demselben Tage zu sich, und ließ ihn zugleich mit seinem Sohne unterrichten. Benjamin lernte was Rechtes, und wo er in der Folge hinkam, gewannen ihn die Leute bald lieb; ja sein Lehrherr, dem er lange treulich diente, setzte ihn bei seinem Tode zum Erben seiner Güter ein, und es gieng an Benjamin das Wort des Herrn sichtbar in Erfüllung: „Wer dieser Geringsten Einen mit einem Becher frischen Wassers tränkt, dem wird es nicht unbelohnt bleiben.“ Matth. 10, 42.

---

41. Der Gewitter-Regen.

An einem schönen Nachmittag saß Anselm am Abhang eines waldigen Hügels ganz einsam, und las nach Herzenslust in der schönen Geschichte vom heiligen Eustach von Ch. Schmid, die er wegen seiner Aufmerksamkeit im Unterricht vom Herrn Pfarrer bekommen hatte. In seinem

Eifer bemerkte er nicht, wie gegen Abend ein Gewitter aufstieg, die Sonne sich verbarg und der Wind sich erhob, bis endlich große Tropfen fielen. Jetzt gewahrte er, daß es Zeit sei, sich nach Hause zu begeben, er steckte sein Büchlein ein, und gieng etwas langsam der väterlichen Wohnung zu; denn er hatte gehört in der Schule, daß schnelles Laufen bei einem Ungewitter sehr gefährlich werden, den Blitz nach sich ziehen und tödten könne. Aber nun riß ihm der heftige Wind die Mütze vom Kopf, und jagte sie über ein Feld seitwärts. Anselm gieng ihr nach, und erreichte sie an einer Hecke, wo sie hängen geblieben war. Da bemerkte er auf einem Seitenweg einen alten Mann, der dem heftigen Winde kaum widerstehen und sich aufrecht erhalten konnte, und nebenbei noch einen schweren Bündel trug. Der arme Mann kommt nicht fort, dachte Anselm, und das Gewitter ereilt ihn ganz, ehe er das Dorf erreicht, ich muß ihm doch helfen! — Gedacht, gethan; er läuft quer über das Feld dem Mann entgegen. „Ich will euch helfen, lieber Mann!" rief Anselm dem wankenden Greise zu, der sich auf den Stock lehnte, um sich gegen den heftigen Wind zu halten. „Daß Gott es dir vergelte," sagte freudig der Alte, „ich komme fast nicht mehr weiter." — „Gebt mir nur euren Bündel, damit ihr etwas freier athmen könnet." Mit diesen Worten nahm Anselm den schweren Bündel, gieng voran, und jetzt konnte der alte Mann etwas flinker vorwärts kommen. Allein sie entrannen dem immer stärkeren Regen doch nicht ganz, und ziemlich durchnäßt erreichten sie endlich das Dorf.

Da dankte der alte Mann Anselm recht herzlich, daß er gegen ihn so dienstfertig sich erzeigt habe, und sprach manch' dankbares: „Vergelt' dir's Gott!“ Aber Anselm sah, wie müde der arme, alte Mann war, und fragte ihn: Ob er wohl heute noch weiter wolle, da es schon ziemlich spät sei?“ — „Wohl möchte ich heute noch zu meiner Tochter in's nächste Ort hinüber gehen; sie ist krank geworden, und da will ich ihr einiges Bettzeug bringen.“ Anselm bat ihn, bis morgen in der Frühe bei ihm zu bleiben, sich jetzt vorerst zu trocknen und etwas zu essen; dann gieng er zu seiner Mutter, und bat sie, zu erlauben, daß der arme, alte Mann bei ihnen über Nacht bleiben dürfe. Die Mutter willigte in seine Bitte, und brachte in kurzer Zeit dem Greise eine gute Suppe, Brod und etwas Wein zur Stärkung; der Müde legte sich zur Ruhe. Auch Anselm schlief — ihr wisset wohl warum — besonders sanft und ruhig; besorgte am andern Morgen dem Alten ein Frühstück, und trug ihm dann noch eine gute Strecke weit den Bündel, und segnend schied der Greis von dem guten Knaben.

42. Der Blinde.

Alphons, der Sohn eines Färbers in einem fränkischen Städtchen, zeigte von frühester Jugend an eine ganz besondere Neigung zur Musik, vorzüglich zum Spiel auf der Violine. Er machte auch so große Fortschritte, daß sein Lehrer, der Stadt-Musiker war, ihn nicht nur im

Chor gebrauchte, sondern ihn auch zu allen festlichen Anlässen, wo man Musik verlangte, Maienfesten, Hochzeiten, u. dgl. mitnahm, und so gut dafür belohnte, als seine erwachsenen Gehülfen, weil er so gut und noch besser spielte als sie. Von diesen Einkünften konnte sich nun Alphons schon in seinem zwölften Jahre eine neue Würzburger Geige anschaffen. Das war eine Freude, als das schöne Instrument ankam, als Alphons es stimmen und sein Lieblingsstück darauf vortragen konnte. Er war von nun an wie verwandelt, als ob es für ihn nichts mehr gäbe als seine Geige. Stundenlang kam das lieblich tönende Instrument nicht aus seinen Händen, und sogar Nachts erhielt es sein Ruheplätzchen auf seinem Kopfküssen. Eines Abends, als Vater und Mutter nicht zu Hause waren, Alphons aber eben auf seiner Violine sich übte, ließen ähnliche Töne sich von der Gasse herauf hören. Der Knabe sprang zum Fenster, und sah nun, daß ein schlecht gekleideter blinder Mann, einen etwa zehnjährigen Knaben als Führer neben sich, vor der Thüre des Nachbars stand, und auf einer schlechten Violine, aber mit einer solchen meisterlichen Geübtheit spielte, daß der zuhörende Kleine sich nicht genug darüber verwundern konnte. Der Spielende fieng jetzt sogar auch zu singen an; aber welch' ein Gesang war das! Er lautete:

Seht ihr einen Blinden,
Aermer's ist zu finden,
Ach! so weit ein reines Auge sehen kann
Kein Geschöpf, als du, o armer blinder Mann!

Jedes Aug' entzücket
Sonnenpracht erblicket;
Nur der mitleidswerthe blinde Mann
Nicht das Licht des Lebens schauen kann.

Ach nicht kann er schauen
Blumen auf den Auen;
Ach! den blauen Himmel und das Licht
Goldner Sterne schaut der Blinde nicht.

Vor der Seel', der bangen,
Stete Nächte hangen;
D'rum im Stillen weint der blinde Mann,
Weil er alles Dieß nicht schauen kann.

Eine milde Helle
Dringet in die Seele
Wenn erbarmend eine Stimme spricht:
„Trau' auf Gott, Er hilft! d'rum zage nicht."

„Du guter, armer, blinder Mann!" rief Alphons tiefbewegt aus, „ja, du bist in der That ein recht armer Mann, und sollst, da du dazu noch so schön singen und meisterlich die Violine spielen kannst, meinen ganzen Geldvorrath haben." Im Augenblicke war unser Knabe, die Violine in der linken und zwei baare Gulden in der rechten Hand, auf der Gasse bei dem blinden Künstler, der eben an der Hand des leitenden Knaben mit unsichern Tritten die Eingangsstufen des nachbarlichen Hauses herabgeglitten war. Alphons fragte den Mann nach seinen Umständen, und erfuhr, daß er Stadtthürmer in einem badischen Städtchen gewesen, welches im Kriege fast ganz ein Raub der Flammen ward, Gattin und Sohn durch

die Feuersbrunst an einem Tage verloren, und durch anhaltendes Weinen sich die Erblindung beider Augen zugezogen habe. Alphons faßte mit gerührtem Herzen die unglückliche Lebensgeschichte des binden Mannes auf, und suchte ihn dadurch zu trösten, daß er ihm mit der einen Hand die schönen fünf Sechsbatzenstücke, mit der andern aber die Violine darreichte, und den geübten Tonkünstler ersuchte, daß er das neue Saiten-Instrument probiren und sein Urtheil darüber abgeben möchte. Der Blinde dankte gerührt für die reiche Geldgabe, und prüfte das Instrument in einigen sehr schweren, aber rasch und kunstvoll ausgeführten Musiksätzen. Alphons staunte hierüber, und bald darauf hatte er auch die Freude, daß der Künstler dem neuen Musikinstrumente seinen vollen Beifall gab. „Ach!" setzte der Mann seufzend hinzu, „ich hatte vor einigen Jahren wohl auch ein recht gutes Instrument, dessen reiner, heller Ton mir und Andern so manches Freudenstündchen verschaffte. Wär' ich noch im Besitze eines solchen Saiteninstrumentes, dann würde ich mich ohne Scheu in dem Schlosse drüben hören lassen, welches die reiche Fürstin aus Rußland angekauft und bezogen hat. Sie soll eine vorzügliche Gönnerin der Musik, und, wie man sagt, sogar Willens sein, eine eigene Hofkapelle aufzurichten. Jetzt konnte sich Alphons nicht halten; der Mann war ihm theuer geworden, und gerne gab er ihm sein Liebstes — seine Geige. Er reichte sie ihm dar mit den Worten: „Lieber Mann, eure Lebensschicksale sind so schlimm und euer Herz so gut, und in der Kunst, deren ich mich mit aller Liebe befleiße,

seid Ihr Meister. Thut mir nur den Gefallen und nehmet diese Violine von mir; vielleicht, daß sie etwas zur Erleichterung eures Mißgeschicks beiträgt. Ich komme leicht wieder zu einer neuen, wenn ich ein halbes Jährchen meinen Verdienst zusammenspare.“ Der Blinde war von einem solchen Anerbieten ganz überrascht. Er weigerte sich, das kostbare Geschenk anzunehmen, und nahm es nur auf dringendes Bitten. Unter dankbaren Segnungen schied er von Alphons. — Dieser behalf sich nun mit einer Violine, welche ihm sein Prinzipal borgte. Es ging in die siebente Woche und war ein heiterer Sonntagsmorgen, als an dem Hause des Färbermeisters eine Chaise hielt, aus welcher ein Fremder stieg, der ein herrschaftliches Dienstkleid trug. Ein Fremder war der Ausgestiegene nicht für Alphons. Dieser erkannte in ihm den vor einiger Zeit mit der Violine beschenkten Mann wieder, traute aber seinen Augen nicht recht, da er ihn erst ohne Führer leicht dahergehen, und dann auch hell aus den Augen schauen sah. Das war ein Auftritt, wie da der Blindgewesene seinen lieben kleinen Wohlthäter zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sah, und Alphons ihm nun tief in die wieder geöffneten Augen sehen konnte! Der Vater und die Mutter wußten Anfangs gar nicht, wie sie daraus klug werden sollten; denn Alphons hatte Niemand, selbst seinen Eltern nichts von dem Blinden und seinem Geschenk gesagt. Dieser fing nun zu erzählen an, und die Eltern sahen mit Wohlgefallen auf ihren Sohn. „Die erhabene Fürstin,“ sprach der gerührte Mann, „fand Vergnügen an meinem Vortrage, und

nahm an meinem Unglück den innigsten Antheil. Ihr Arzt war zugegen; er besichtigte mich, und äußerte sogleich die Hoffnung, das noch nicht eingewurzelte Augenübel heilen zu können. Der Allgütige da oben im Himmel segnete mit Seinem Beistande die Bemühungen menschlicher Kunst, und so ist es dahin gekommen, daß ich wieder das schöne Licht des Tages schaue, und als erster Violinist im Hoforchester meiner durchlauchtigen Wohlthäterin angestellt bin. Das Alles verdanke ich dir, lieber, braver Alphons! Nimm vorläufig als einen kleinen Rückersatz diese Wiener Violine, welche dir meine erhabene Fürstin durch mich übersendet, indem sie dich unverzüglich zu sehen wünscht." Alphons mußte nun in die Chaise sitzen, und es gieng in vollem Trabe nach dem fürstlichen Lustschlosse. Unser Knabe wurde hier von Jedermann freundlich angesehen und belobt, und als er bald hierauf in dem abendlichen Hofkonzerte zum Erstaunen aller Anwesenden sehr geübt ein Stück auf der Violine vortrug, redete die Fürstin noch freundlicher mit ihm, ja sie schlug seinen Eltern vor, sie wolle ihn bei sich behalten und in der Musik gründlich unterrichten lassen, was diese mit Freuden zugaben. Und wer war glücklicher als Alphons. Von seinem weitern Schicksal nur so viel, daß er in wenigen Jahren einer der besten Violinspieler und ein allgemein geschätzter Mann wurde.

43. Die Stecknadel.

Der kleine Christoph Gottlieb hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter lag krank; Niemand gab ihm und seinen kleinen Geschwistern zu essen; so lief er fort aus seinem Dörflein und bettelte sein Brod in der Nachbarschaft. Er kam am dritten Tag nach Danzig in das Magazin des reichen Getreidehändlers Samuel Richter, und sprach den Buchhalter um ein Almosen an, der ihn aber hartherzig fortwies. Der Prinzipal hörte den Knaben weinen, und fragte, was es gebe? sah den Knaben eben zur Thüre hinausschleichen, und bemerkte, wie er sich bückte und etwas vom Boden aufhob. „Heda, Bursche, was hast du da aufgehoben?" rief er jetzt, und kehrte sich um und zeigte eine Stecknadel, die er aufgehoben hatte. „Und was willst du damit?" „Mein Wamms hat Löcher," antwortete Gottlieb, „das größte steck' ich damit zu, so hält's doch wieder." Der Herr sah ihm in's Gesicht, es war bleich, die blauen Augen voll Thränen; zerrissene leinene Kleider deckten ihn nothdürftig, die Füße waren bloß. Das machte den Herrn mitleidig. „Aber schämst du dich nicht, zu betteln?" fuhr er fort. „Ach, lieber Herr!" entgegnete der Kleine, „ich möchte wohl lieber arbeiten, aber ich verstehe nichts, und zu schweren Geschäften kann man mich noch nicht brauchen. Mein Vater ist seit drei Wochen todt, die Mutter ist krank und weint Tag und Nacht, da konnte ich es nicht mehr daheim aushalten, und bin fortgelaufen, und habe indeß viele

Leute um Hülfe angesprochen; aber nur ein einziger Bauer gab mir gestern früh ein Stückchen Brod, die Andern wiesen mich alle mit Scheltworten fort, meine kleinen Brüder daheim haben vielleicht bis jetzt nichts bekommen, seit ich fort bin." Der Kaufmann griff in die Tasche und sagte: „Hier hast du einen halben Gulden, geh' und kaufe für die Hälfte Brod für dich und deine Geschwister, das Uebrige bring' mir wieder." Gottlieb küßte ihm die Hand und sprang fröhlich davon; bald kam er wieder in vollem Lauf mit einem großen schwarzen Brod in der einen und dem Geld in der andern Hand, und bat um ein Messer, um sich etwas abzuschneiden. In aller Eile schnitt er ein Stück ab, hielt aber plötzlich inne, legte Brod und Messer auf den Boden, faltete die Hände und bethete laut: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was Du uns bescheret hast!" Wohlgefällig sah ihm der Kaufmann zu, und fragte ihn noch näher nach seinen Umständen. Der Knabe gefiel ihm immer besser; er dachte, aus diesem frommen, treuherzigen Kind könnte wohl etwas Rechtes werden. Die Sorgfalt, mit der er die Stecknadel aufhob, die Reinlichkeit, womit er Gesicht und Hände gewaschen hatte, die Ehrlichkeit, mit der er das Geld zurückgebracht, das Alles gewann ihm das Herz des mitleidigen Kaufmanns. Er selbst war auch arm gewesen; Gott hatte ihm großen Reichthum geschenkt; er hatte keine Kinder; da dachte er, diesen Knaben schickt dir Gott, um deine Dankbarkeit zu prüfen. „Höre Kleiner!" fieng er an, „hast du denn Lust, Etwas zu lernen?" „Ach

ja!" rief Gottlieb munter, zog seinen Katechismus aus der Tasche, und fieng an zu lesen, was er gelernt hatte: Ehre Vater und Mutter ꝛc. „Seht, lieber Herr, das hab' ich gestern auf der Landstraße unter einem Baum gelernt, als ich müde war." Da hob ihn Richter auf, küßte ihn und rief: „Ja, ich will dein Vater sein, du Armer! ich will dir zu essen und zu trinken geben, will für dich sorgen, dich Etwas lernen lassen, daß du dein Brod verdienen und deine Mutter und Geschwister unterstützen, und so des Herrn Gebot erfüllen kannst. Sei nur fromm und fleißig." Der Knabe war vor Verwunderung und Freude außer sich, küßte ihm die Hände und sprang an ihm hinauf; plötzlich aber fiel ihm seine Mutter und seine Brüder wieder ein, und er wurde traurig, doch der Kaufmann beruhigte ihn, mit der Versicherung, daß er ganz für sie sorgen wolle. Richter ließ ihn nun anständig kleiden, und übergab ihn seiner Gattin, die auch als eine leibliche Mutter für ihn sorgte. Gottlieb suchte seinen Pflegeltern durch Treue, Fleiß, Eifer und Ordnungsliebe, die er überall übte, zu beweisen, daß sie ihre Wohlthaten nicht an einen Unwürdigen verschwendeten. Er lernte die Handlung, wurde mit der Zeit seines von ihm mit kindlicher Liebe gepflegten und im Tode schmerzlich beweinten Pflegevaters Erbe, und that mit seinem Reichthum nicht nur den Seinen, sondern vielen Tausenden Gutes, die ihm dafür Gottes Segen erflehten.

44. Was ein guter Hacken werden will, krümmt sich bei Zeiten.

Wer ein rechter Gewerbs- oder Handwerksmann werden will, muß eben so früh anfangen, als ein guter Seefahrer oder ein Gelehrter.

Veit Kulbstmann war der Sohn eines armen Taglöhners, im ganzen Städtchen gar wohl gelitten, dabei war der Lehrer in der Schule mit ihm immer sehr zufrieden, weil er alles Aufgegebene pünktlich lernte und in der Schule aufmerksam war; besonders aber hatte sein Vater seine Freude an ihm; denn sein Veit zeigte einen guten Kopf und einen guten Willen, einmal ein rechtschaffener Handwerksmann zu werden. In seinen Freistunden machte er sich an den Korbflechter des Orts, und sah aufmerksam zu, wie der seine Sachen machte. Da er sich höflich und anständig betrug, dem Meister und Gesellen allerlei kleine Gänge verrichtete, und Niemand beschwerlich fiel, so duldete man ihn gern in der Werkstätte, und wenn dann Veit diesen oder jenen Handgriff nicht verstand, so bat er, sie möchten ihm zeigen, wie sie dieses oder jenes machten. Glaubte er es begriffen zu haben, so suchte er gleich sich Weidenruthen zu verschaffen, und fieng die Arbeit mit Lust an. Meistens gelang sie ihm so gut, als er nur wünschen konnte. In Zeit von einem halben Jahre konnte er schon ganz artige Körbchen flechten, die ihm manchen Groschen eintrugen. Sein Vater hatte oft Arbeit bei einem Bürstenbinder. Auch bei diesem fand sich unser Veit

öfters ein, und sah den Arbeitern zu. Bald hatte er Vieles von ihnen abgelernt. Aber um sich im Bürstenbinden zu üben, brauchte er nebst den Borsten auch das durchlöcherte Brett, Draht, Bindfaden, Pech und dergleichen. Allein es war ihm nicht genug, nur die gemeinste Gattung Bürsten zu verfertigen: bald lernte er die Brettchen in der Werkstätte des Schreiners (Tischlers) machen, dem sein Vater die verfertigte Arbeit zu den Kunden führte, und der Meister war so gefällig, ihm nicht nur das nöthige Holz zu geben, sondern auch Hobel und Bohrer zu leihen. Borsten konnte er leicht von den Metzgern erhalten, Draht, Bindfaden, Pech konnte er für das Geld, welches er aus den Körben gelöst hatte, anschaffen. Auch diese Arbeit gieng trefflich von Statten, und in nicht gar langer Zeit machte er Bürsten so gut, daß sie Jeder gern kaufte, besonders da sie im Preise bei ihm niedriger standen, und wenn sie auch nicht so nett wie jene aus der Werkstätte des Meisters aussahen, so leisteten sie doch die nemlichen Dienste, und waren eben so dauerhaft. Die Arbeit bei dem Schreiner hatte ihm viel Vergnügen gemacht, und er kam in der Folge sehr oft zu ihm, half ihm sägen, hobeln, Holz behauen, und lernte da so viele Handgriffe, daß er in der Werkstätte sehr gut zu allerlei groben Arbeiten zu brauchen war. Aber dabei blieb er nicht stehen; er versuchte allerlei kleine Arbeiten, welche er von den Gesellen machen sah, und der Meister sah mit Vergnügen, daß Veit vorzügliche Anlagen dazu zeigte. Er bot dem Knaben an, er wolle ihn in die Lehre nehmen, und Veit

und sein Vater willigten mit Freuden ein. Nach 3 Lehrjahren war er so gut zu gebrauchen als jeder Geselle, und in der Nettigkeit der Arbeit that es ihm fast Keiner gleich. Auch sein Korbflechten und Bürstenbinden setzte er in Freistunden immer noch fort, und erlangte im Bürstenbinden immer mehr Geschicklichkeit, da er nun auch die Brettchen zierlich zurichten, poliren und lackiren konnte. Als er Geselle geworden, bezog er einen guten Wochenlohn, und verdiente sich nebenher noch manchen Gulden durch die erlernten Nebenarbeiten.

In der Folge traf ihn das Loos, zum Soldaten ausgehoben zu werden, und sein Regiment zog im Jahre 1812 in den Krieg gegen Rußland. Er wurde in einem Gefechte zum Kriegsgefangenen gemacht, und in das Innere des Reiches geschickt.

In Rußland liegen die Städte und Dörfer sehr weit von einander entfernt, und geschickte Handwerksleute sind besonders in kleineren Orten, sehr selten; da muß man oft gewöhnliche Dinge, welche bei uns fast in jedem größeren Dorfe verfertigt werden, entbehren, weil keine Handwerksleute da, und die Städte zu weit entlegen sind. Den Kriegsgefangenen war es erlaubt, sich durch Arbeit etwas zu verdienen; aber die wenigsten fanden Beschäftigung, theils weil zu den gewöhnlichen Verrichtungen bei dem Feldbaue ohnehin genug arbeitende Hände da waren, theils weil den Andern die Werkzeuge zu ihren erlernten Hantierungen fehlten, oder weil sie nur Dinge verfertigen gelernt hatten, die mehr zur Pracht und zum Staat als

zu den gewöhnlichen Bedürfnissen gehörten; unser Veit fieng nun an, alle die Fertigkeiten, die er sich früher erworben, anzuwenden, und setzte sich dadurch in den Stand, nicht nur sich selbst gut fortzubringen, sondern auch seine Kameraden zu unterstützen, die sich in einer traurigen Lage befanden; und als durch den indeß geschlossenen Frieden die Kriegsgefangenen frei wurden, brachte er noch ein schönes Stück Geld in die Heimath. Er arbeitete jetzt fleißig, lebt zufrieden, und erzählt den Knaben, die ihn gerne besuchen, seine Schicksale, und wie leicht ihm sein Unterhalt als Kriegsgefangener in Rußland durch seine verschiedenen Fertigkeiten geworden sei.

45. Die geretteten Papiere.

Als im Jahre 1813 die Franzosen in Sachsen hausten, war das ganze Land beständig in Angst und Sorgen. Nirgends war man auch nur einen Tag sicher, ob nicht plötzlich ein Heerhaufe käme und Alles mit sich fortnähme, was er fände, vielleicht gar Haus und Hof niederbrennte. In dieser ängstlichen Lage hatte der Amtmann eines kleinen Städtchens die wichtigsten Papiere über seine Amtsführung zu sich in sein Haus genommen, um sie mehr zu sichern, und auch viele Einwohner, die sich aus Furcht vor dem heranrückenden Feinde geflüchtet hatten, hatten ihm Papiere von großer Bedeutung in Verwahrung gegeben. Der Amtmann zeigte seinem Sohne, dem 13jährigen Friedrich, diese Schriften, und sagte ihm, von welch'

großem Werth sie seien und welcher Schaden für ihn und viele andere Leute daraus entstehen würde, wenn etwas davon verloren gienge. Mit jeder Stunde sah man der Ankunft des feindlichen Heeres entgegen. Da klopfte in den ersten Tagen des Augusts mitten in der Nacht eine Abtheilung feindlicher Truppen an die Wohnung des Amtmannes, begehrten ungestüm Einlaß, und als dieses gewährt wurde, nahm man den Amtmann gefangen, und führte ihn in aller Schnelligkeit als Geißel fort; kaum konnte er sich noch ankleiden. Friedrich sah unter Thränen den geliebten Vater fortführen. Nun war er mit einer alten Magd allein im Hause. Er weinte stille vor sich hin: wie wird es dem guten Vater gehen? warum hat man ihn fortgeführt? was werden sie mit ihm machen? wo mag er jetzt sein? mußte er immer denken; und dann: was wird aus mir werden? Allein er legte darum die Hände nicht in den Schooß, er dachte vielmehr: nun muß ich besorgen, was mein Vater nicht mehr besorgen kann; gieng daher sogleich daran, die Papiere, die ihm sein Vater gezeigt, nach ihrer Bedeutung zu sammeln und in Bündel zu binden. Einige hatte sein Vater verschlossen; allein auch an diese dachte er, nahm sie heraus und legte sie zu den übrigen. Jetzt rief er der alten Dienerin, und trug sie mit ihrer Hülfe in den gewölbten Keller, legte sie dort in eine Kiste, verschloß diese, und war nun froh, daß er die Papiere in Sicherheit wußte.

Der Feind rückte heran, es kam in der Nähe des Städtchens zu einem kleinen Treffen, und der fliehende

Theil steckte mehrere Häuser in Brand. Auch des Amtmanns Wohnung gerieth in Flammen, und kaum noch rettete der brave Friedrich etwas Geld und Silber, und versteckte sich in einen ihm wohlbekannten Schlupfwinkel. Sein väterliches Haus brannte ganz ab, bis auf den Keller, und glücklicherweise verfolgten sich die Soldaten so eifrig, daß Niemand daran dachte, in den Keller zu dringen. In den folgenden Tagen zogen sich die Truppen immer weiter nach Sachsens Hauptstadt Dresden; und Friedrich kroch aus seinem Schlupfwinkel hervor. Zwar traten ihm die Thränen in die Augen, als er sein liebes Vaterhaus ganz in Schutt da liegen sah, und zudem weder Vater noch Mutter hatte; denn seine Mutter war zwei Jahre zuvor gestorben; aber er tröstete sich, daß er gewiß seinem Vater einen großen Dienst durch Rettung der Papiere erwiesen habe, und ihn selbst vielleicht bald wieder sehen werde.

An einem Morgen suchten Soldaten den kleinen Friedrich, nahmen ihn fest, setzten ihn auf ein Pferd, und fort gieng es im raschen Trab. Der Knabe wußte gar nicht, wie ihm geschah, warum man ihn ergriff, noch wohin man ihn führe. Er weinte bitterlich. Die Soldaten aber sprachen ihm Muth zu, und versicherten ihn, daß ihm nichts geschehen solle. Nach einem scharfen Ritt von sechs Stunden gelangten sie gegen Abend in ein Dorf, wo man abstieg und dem Gemeindehause zugieng. Es war dem Knaben ganz sonderbar zu Muthe, als er in Mitte der Soldaten die Treppe hinaufstieg; aber wie erheiterte sich sein Blick und Angesicht, als sein Vater ihm entgegen eilte, ihn

umarmte, und rief: „So habe ich doch dich wieder, lieber Friedrich! Ach, ich habe Alles verloren, und werde selbst meine Ehre, vielleicht meine Freiheit verlieren, wenn nicht du für meine Papiere gesorgt hast!“ — Da wurde es dem Knaben auf einmal wohl um das Herz, und er rief freudig: „Lieber Vater! Sei ohne Sorgen; zwar haben wir unsere Wohnung durch den Brand verloren; aber die Papiere, die ich in den Keller verbarg, sind gerettet; ich habe gleich nach dem Brande nach ihnen gesehen, und sie unversehrt gefunden!“ — „Guter Sohn,“ sagte der Vater, „so hat die Liebe zur Ordnung, die ich dich von Jugend an auszuüben lehrte, dießmal so schöne Früchte getragen; sie hat mich gerettet und deine Klugheit!“ Und der Amtmann wurde in seine Stadt geführt, eine sorgfältige Untersuchung der Papiere erfolgte, und durch diese konnte er sich über einen ihm zur Last gelegten Verdacht rechtfertigen; er wurde wieder frei gegeben, die Truppen zogen ab, Friedrich hatte dadurch, daß er die Papiere zu rechter Zeit und vollständig geordnet und verwahrt hatte, ein viel traurigeres Schicksal als den Verlust des Hauses von seinem geliebten Vater abgewendet.

46. Nichols, der Wollhändler.

Zu Fermeri in Irland lebte ein rechtschaffener Pächter mit einer zahlreichen Familie, drei Töchtern und eben so viel Söhnen. Der jüngste davon, Nichols, war sehr klein, sprach nicht viel, begriff aber gleich Alles, was er sah und was man ihm sagte, so gut wie ein Alter, dabei griff er, wenn er einmal die Sache weg hatte, frisch zu, und ließ nicht nach, bis er fertig war. Merke: die kleinen Leute können auch etwas ausrichten, wenn sie ihr Bischen Witz und Arme und Beine, die ihnen der liebe Gott dazu gegeben hat, brauchen und regen mögen.

Da der kleine Nichols wohl einsah, daß seine ältern Brüder die Pachtung des Vaters erhalten würden, so dachte er: Ehe ich als Knecht diene, treibe ich lieber was rechtes für mich. Und nicht lange, so hörte er, wie er so aufmerkt, was gescheidte Leute reden, mehrere Kaufleute von dem außerordentlichen Profit sprechen, der beim Handel mit der schönen Wolle von Connacie zu machen wäre; da fährt's ihm durch den Kopf: Nun, wenn den ein Anderer machen kann, wirst du ihn auch mitnehmen können, so einen halben Zentner Wolle kannst du schon tragen. In einem groben Bauernkittel, mit großen Holzschuhen an den Füßen, in der Hand einen Stock mit Eisen beschlagen, um sich gegen die Wölfe zu vertheidigen, in der Tasche etwas Käse und Brod, aber kein Geld, trat er am frühen Morgen, als noch Alles schlief, aus dem väterlichen Hause, nachdem er schon Abends vorher seine

Eltern und Geschwister von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, und von ihnen Abschied genommen hatte. Er wußte, daß Baron von Baltimore in Gallowai, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, schon manchem armen Burschen aufgeholfen hatte, weil es ihm auf etliche Hundert Thaler nicht ankam, wo er etwas Gutes thun konnte. Zu diesem gieng Nichols geradezu, und bat ihn um einen Vorschuß zu einem Wollenhandel. Der Baron hatte ihn zwar in seinem Leben nie gesehen, dennoch fiel es dem guten Jungen nicht von ferne ein, daß man etwa in seine Ehrlichkeit Zweifel setzen könnte, weil er selbst keinem Menschen etwas Böses zutraute. Dem Baron gefiel auch das ganze Wesen des Kleinen so wohl, daß er ihm wirklich 130 Thaler lieh. Als Nichols sich im Besitze einer so großen Summe sah, eilte er voll frohen Muthes, seinen ersten Einkauf zu besorgen. Er kaufte ganz vortrefflich ein, und setzte seine Wolle in den Gegenden, wo die Schafe selten waren, mit großem Gewinn ab. Da wo er die Wolle verkaufte, kaufte er um das erlöste Geld andere Waaren ein, die in den Gegenden, wo es viele Wolle gab, gesucht wurden. So hatte er doppelten Gewinn bei seinen Wanderungen, die er immer zu Fuß in derselben geringen Kleidung machte, ohne mehr zu verzehren, als er höchst nothwendig brauchte. Durch diese außerordentliche Arbeitsamkeit und Sparsamkeit brachte er es in kurzer Zeit nicht nur so weit, daß er seinem Wohlthäter die dargeliehene Summe zurückstellen und den Handel mit dem bereits gemachten Gewinn fortsetzen konnte,

sondern auch, daß sein Ruf und Kredit sich immer vermehrte, indem Jedermann dem sparsamen, im Bezahlen so pünktlichen Nichols die Wolle auch auf Borg zum Verkaufe mitgab, oder gern von ihm kaufte, da seine Redlichkeit schon so bekannt war. So kam es denn, daß Nichols sich bald in den Stand gesetzt sah, zwei Pferde und einen Wagen zu kaufen. Je mehr Wolle er auf einmal zu Markt brachte, um so größer war auch sein Gewinn, und seine Geschäfte waren so gesegnet, daß er in Kurzem unter die wohlhabendsten Wollenhändler gerechnet wurde. Von Zeit zu Zeit besuchte er auch seinen edlen Baron, erzählte ihm, wie es ihm indeß wieder ergangen, und bat ihn um seinen weitern Rath. Als ihn der Baron einst fragte, warum er sich denn nicht besser kleide, da er doch so großes Glück beim Handel habe, antwortete Nichols: „Ich bin bedeckt, und das ist die Hauptsache. Wollen Sie, daß ich durch schöne Kleider die Diebe reizen soll? Wäre ich sehr gut gekleidet, so würde ich die Wirthe veranlassen, mir hohe Rechnungen zu machen, und wäre zugleich auch verbunden, besser zu essen und zu trinken als jetzt. In meinem schlechten Oberrock bin ich mit einem Stücke Speck und etwas Bier zufrieden, ich schlafe im Stalle an der Seite meiner Thiere, und sorge zugleich selbst für das, was ihnen die Nacht über fehlen könnte.“ Dem Baron gefiel diese Antwort ungemein, und er weissagte ihm ein glänzendes Glück bei einer solchen Denkart. Verwendete aber Nichols gleich auf seinen Körper wenig, so sparte er doch keine Kosten, seinen Geist mehr auszubilden, als ihm

bisher möglich gewesen war. Er hielt sich drei Lehrer auf einmal, um sich im Schreiben und Rechnen, der Erd= und Handels=Kunde zu vervollkommnen, und strengte sich Tag und Nacht an, das Versäumte nachzuholen. Zugleich trieb er aber seinen Handel lebhaft fort, denn da er sah, daß seine Arbeit so gesegnet war, wurde er nur um so muthiger und eifriger. Er war jetzt in einem Alter von 15 Jahren, und hatte sich schon ein beträchtliches Vermögen erworben, als ihn die Sehnsucht ankam, seine Eltern und Geschwister wieder zu sehen. So trat er denn eines Abends während des Nachtessens allein in's Haus, ganz wie er es verlassen hatte, denn gewachsen war er wenig. Sein Bruder, der ihm die Thür öffnete, erkannte ihn zuerst. Auf seinen Ruf eilten Mutter und Schwestern ihm entgegen; die Mutter sank vor Freude in Ohnmacht, und als sie sich erholt hatte, brachte sie ihren Sohn an der Hand zu ihrem Manne, und sagte: „Ach, Lieber, wir haben ihn zu lange nicht gesehen, um böse auf ihn zu sein! — das arme Kind, er hat noch die nemlichen Kleider!“ Sein Vater hatte zwar von dem kleinen Wollenhändler Nichols, dessen Klugheit und Glück durch ganz Irland bekannt war, oft sprechen gehört, aber nie vermuthet, daß dieß sein Sohn sein könnte. Zudem hatte Nichols absichtlich das grobe tuchene Kleid wieder angezogen, in welchem er sie verlassen hatte, und das ihm noch ganz paßte, und Pferde, Wagen und Knecht hatte er im Wirthshause gelassen. „Bist du's? Ein gutes Früchtchen!“ sagte in einem strengen Tone der Pächter, „thut er nicht, als ob er nun etwas

geworden wäre!" — „Lieber Vater!" versetzte Nichols mit Achtung, „höret mich nur an; aber vorher erlaubet mir, meinen Geschwistern einige Geschenke zu machen." Dabei überreichte er seinem Vater einen Beutel mit hundert Oribans (ein Oriban ist ein Goldstück von beiläufig 11 Gulden), seiner Mutter einen mit fünfzig, und seinen Geschwistern jedem einen mit fünf und zwanzig. Wie viele Oribans waren dieß? — Ganz erstaunt beim Anblick dieser Reichthümer bildete sich der Vater plötzlich ein, Nichols möchte sie gestohlen oder sonst auf unrechtem Weg erlangt haben, und verwünschte sein Unglück, einen so mißrathenen Sohn zu haben. Nun nahm aber Nichols ernstlich das Wort, und fieng an, seine Lebens- und Handels-Geschichte zu erzählen. „Was," unterbrach ihn der alte Vater, „du wärest der kleine Wollenhändler, von dem wir so oft haben sprechen gehört?" — „Ja, mein Vater," antwortete Nichols, „ich will euch zum Beweise mein Kaufmannsgepäcke und meinen Briefwechsel mit den reichsten Privatleuten der Kantone, die ich durchreist habe, vorweisen." Nun waren die Leutchen ganz verwundert; und was sie hörten, schien ihnen ein Traum, und sie hatten Mühe, so viel Glück für wahr zu halten. Endlich gieng man in's Wirthshaus, um alles Das zu holen, was der kleine Nichols genannt hatte. Es war ein allgemeines Freudengeschrei, als man seinen Knecht, seinen Wagen und seine Waare ankommen sah. Mehrere Tage gab es nichts als Feste und Ergötzungen. Nach vierzehn Tagen aber schied er, begleitet vom elterlichen Segen, zum

zweiten Male von ihnen, um seinen Handel fortzusetzen, bei dem er mit der Zeit ein reicher und angesehener Mann wurde.

Wie gefällt euch dieser Nichols mit seinem ehrlichen und klugen Gesicht und seinem treuen dankbaren Herzen unter dem groben Rock? Sehet ihr wohl, daß es gar nicht darauf ankommt, daß einer schöne Kleider habe, wenn es sich fragt, ob er etwas Rechtes sei? sondern darauf, daß er überall die Augen und Ohren offen habe, wo es Etwas zu lernen giebt, sich hübsch darüber besinnt, und dann Hände und Füße nicht zu sehr schone, wenn er Arbeit gefunden hat.

47. Das Regensburger Fischermädchen.

Nicht weit von der ehemaligen freien Reichsstadt Regensburg verunglückte einst ein mit Menschen und Gütern sehr stark beladenes Schiff. Indem es anfieng zu sinken, schrieen die armen Menschen auf demselben ganz erbärmlich um Hülfe; aber Niemand war mehr am Ufer, als ein kleines zwölfjähriges Mädchen, von dem man weiter keine Hülfe erwarten konnte als das Herbeirufen anderer Menschen. Allein dieses Mädchen dachte: Wenn du erst Andere herbeirufen willst, so sind die Unglücklichen indessen vielleicht des Todes; also lieber geschwind selbst geholfen! Des Mädchens Vater war ein Schiffer, sie hatte von ihm etwas fahren gelernt, und wagte es daher, der sinkenden Mannschaft mit einem Kahne zu Hülfe zu eilen. Alles wäre

vielleicht gut gegangen, aber die Unglücklichen hiengen sich in so großer Anzahl zugleich an den kleinen Kahn, daß er umschlug. Aber dieses neue Hinderniß raubte der Kleinen den Muth nicht, sie arbeitete sich vielmehr mit allen Kräften aus der Fluth empor, und schwamm an's Ufer, um einen größern Kahn zu holen; mit diesem kehrte sie zurück, und rettete so über zwanzig Menschen vom Tode. Die Geretteten wußten nicht, wie sie ihr ihren Dank ausdrücken sollten; sie herzten und küßten sie vor Freuden, und erzählten überall, was sie an ihnen gethan habe. — Als man sie fragte: wie sie sich dazu habe entschließen können? antwortete sie: „Das weiß ich nicht! Es war mir aber unmöglich, den Jammer mit anzusehen, ohne den Leuten zu Hülfe zu kommen. Ich verließ mich auf den lieben Gott, und durch Ihn ist mir's gelungen."

48. Der augenscheinliche Beweis.

Peter Gassendi erhob schon als Kind in hellen Nächten mit besonderem Wohlgefallen sein Auge zu dem hohen klaren Himmel mit seinen unzähligen funkelnden Sternen, und entzog sich gerne den Schlaf, um sie recht lang und recht nach Genüge anschauen zu können, und um auch von der Unzahl der kleinern durch langes Hinsehen immer mehrere zu entdecken. So merkte er sich frühe den Stand der hellsten, ihre Stelle gegen einander und die

Zeit ihres Auf- und Untergangs. Ueber Alles, was er bemerkte, dachte er nach, fragte und las darüber, und suchte sich auf jede Weise über die Ursachen der wahrgenommenen Erscheinungen zu unterrichten, und weil er nicht ruhte, bis er sich die Dinge, die ihm vorkamen, klar denken konnte, war er auch im Stande, sie Andern klar zu machen; denn daran kann Jeder selbst erkennen, ob er eine rechte Einsicht von den Dingen hat, wenn er sie klar und überzeugend darzulegen vermag. So erhob sich eines Abends zwischen ihm und seinen Schulfreunden ein Streit über die Bewegung des Mondes und der Wolken. Diese behaupteten, die Wolken blieben unbeweglich stehen und der Mond liefe fort; der junge Gassendi hingegen sagte, man würde keine Bewegung am Monde gewahr, und die Wolken wären es, die so geschwind fortliefen. So sehr er sich nun auch bemühte, sie durch Gründe zu überzeugen, daß sie bei dem, was sie wahrzunehmen meinten, durch ihre Augen betrogen würden, so wollten sie doch nicht darauf achten. Er suchte sie daher durch den Augenschein zu überzeugen, führte sie unter einen Baum und zeigte ihnen, daß man den Mond immer zwischen einerlei Blättern sehe, indessen die Wolken ihnen bald aus dem Gesichte verschwänden; so müsse also entweder der Baum laufen oder die Wolken.

49. Der junge Löschmann.

Am 6. April 1811 des Morgens um 4 Uhr kam in der Wagenschoppe eines Gasthofes in der Leopoldstadt zu Wien Feuer aus. Der Boden des Schopfes war mit Heu und Stroh, Hafer und andern leicht feuerfangenden Sachen angefüllt; das Feuer griff daher schnell furchtbar um sich. Auf dem Hofe des Gasthauses befanden sich viele Wagen mit Kaufmannsgütern, und viele schwebten in Gefahr eines unersetzlichen Verlustes. Es fehlte indeß bei den zweckmäßigen Löschanstalten nicht an Hülfe, und Viele boten Alles auf, den Flammen Einhalt zu thun und die dort befindlichen Sachen in Sicherheit zu bringen. Vorzüglich zeichnete sich aber dabei ein eilfjähriger Knabe aus; er bewies so viel Gewandtheit und Geistesgegenwart, war so unermüdet und furchtlos bei dem Fortschaffen von Kaufmannsgütern, daß er selbst mitten in dem Gewirre und der Angst, die bei solchen Feuersbrünsten herrscht, die Aufmerksamkeit vieler zur Rettung Herbeigeeilten auf sich zog. Endlich ward das Feuer gelöscht, die Menge zerstreute sich, der Knabe aber lag ganz entkräftet auf einem fortgeschleppten Wollsacke in tiefen Schlaf versunken. Ein angesehener Mann rüttelte ihn, er erwachte und rieb sich schlaftrunken die Augen. Es war der Eigenthümer des Wollsacks. Er hatte des Knaben Eifer schon früher bemerkt; er fragte ihn nach seinem Namen und seiner Lage, da sein Anzug Armuth verrieth. Der Knabe sagte: er heiße Franz Renz, sei

ein vater= und mutterloser Waise, und eine weitläufige Verwandtin, die aber auch sehr arm sei, habe ihn aus Barmherzigkeit zu sich genommen; sie habe aber oft selbst nicht das liebe Brod. Der Mann beschenkte den Knaben, und sagte: er möchte nun zu seiner Pflegemutter gehen, die ihn gewiß ängstlich vermissen würde. Das that denn auch Renz, sich herzlich für die milde Gabe bedankend. Der Mann erzählte aber am nämlichen Tage diesen Vorfall an einer Wirthstafel. So wurde sie weiter bekannt, und gelangte endlich zur Kenntniß des Kaisers. Dieser ließ sich näher nach den Umständen des Knaben erkundigen, und befahl sofort, ihn dem Direktor des Waisenhauses, Vierthaler, zu übergeben, und wies für ihn die Unterhaltungs= und Erziehungskosten aus seiner Schatulle mit der Bestimmung an: wenn der Knabe so weit in seinen Kenntnissen vorgerückt sei, daß man über seine künftige Bestimmung einen Beschluß fassen könne, ihm davon Bericht zu erstatten, wozu er sich durch seine Anlagen am meisten eigne und Neigung bezeige, ob zum Militär= oder Civildienst, oder zu einem bürgerlichen Gewerbe, damit demnächst für ihn weiter gesorgt werden könne.

50. Die gefährliche Last.

Ein Förster in Preussisch-Polen schickte seinen Sohn, einen Jungen von 14 Jahren, mit einem Briefe auf ein benachbartes Dorf. Als der Knabe wieder nach Hause gieng, und kaum noch 300 Schritte von der väterlichen Wohnung entfernt war, sah er etwas auf dem Wege sitzen, das er anfänglich für einen Hund hielt. Der Mond warf ein halbes Licht auf den Weg; der Schnee flinkerte, es war eine überaus kalte Nacht. Der Knabe trat noch einige Schritte vorwärts, und erkannte — einen Wolf. Er hatte oft erzählen hören, daß, wenn man von einem Bären verfolgt werde, es rathsam sei, sich auf die Erde zu werfen und sich todt zu stellen. In der Angst verwechselte er dieß und meinte, sein Leben auch gegen den Wolf zu sichern, und warf sich ganz platt auf die Erde. Der Wolf näherte sich mit langsamem, bedächtigem Schritte, stand vor ihm still, und schnoberte forschend an ihm. Der Knabe rührte kein Glied. Jetzt umgieng ihn der Wolf, stand dann unten bei den Füßen still, und fieng an, ihn zu beriechen und hie und da mit der Schnauze anzustoßen. Da er überall auf Kleidungsstücke traf, so rückte er immer höher und höher nach dem Kopfe hinauf, und stieß auf das Genick, das erste Fleisch. Er leckte, er schnoberte, er knipp mit den Lippen den Knaben in die Halsbinde, während das Wasser ihm aus dem Rachen lief. Das Lecken wurde lebhafter, das Schnauben heftiger, gieriger. Der Wolf trat

jetzt mit einem Fuße über ihn, so daß er den Hals des Knaben zwischen seinen beiden Vorderklauen hatte. — Jetzt Tod oder Leben! dachte er. Schnell wie ein Blitz faßte er den Wolf an beiden Vorderfüßen, zog ihn fest an sich, sprang auf, und trug so seinen hungrigen Gast auf dem Rücken. Der Wolf wollte beißen; allein der Knabe zog ihn vorne so fest an sich, daß er nicht Raum genug erhielt, um mit seinen Zähnen eingreifen zu können. Die Schnauze lag dicht an seinem linken Backen. Der Wolf röchelte, als ob ihm die Kehle zugedrückt würde, und kratzte mit seinen Hinterklauen seine Waden durch Stiefel und Strümpfe blutig. Der Knabe lief, was er laufen konnte, und erreichte glücklich mit seiner gefährlichen Last die Hofthüre des Vaterhauses. Allein diese war inwendig verriegelt und im Hause schlief Alles. — „Vater! Vater!" rief der Knabe, „Vater! um Gotteswillen, Vater!" Niemand wollte ihn hören, er war von dem Festhalten und Tragen, wohl auch von Angst, ganz erschöpft. Anklopfen konnte er nicht; er hatte keine Hand frei, mit den Füßen traute er sich nicht an die Thüre zu stoßen, weil er fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren und umzufallen; dann wäre er in der Gewalt des Wolfes, und verloren gewesen. Was that nun der arme Knabe in dieser bedrängten Lage? — Er rannte rückwärts seinen Freund Wolf gegen die Thüre so stark er konnte. Der Wolf kreischte. Da schlugen alle Hunde im Hofe an, und in dem Augenblicke waren Alle miteinander auf dem Platze. „Vater!" schrie der Knabe durch das Hundegebell — „um Gotteswillen macht auf, ich habe

einen Wolf — lebendig!" — Dieß hörte der alte Unterförster, und die sorgsame Mutter war schon unten im Hofe und öffnete die Thüre. Da stand der Vater mit einer Kugelbüchse im Anschlage. „Schießt nicht!" rief ihm der Sohn entgegen — „ich habe ihn ja auf dem Rücken. Nur die Scheuer aufgemacht!" Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Scheunenbrett, und warf mit einem Ruck den Wolf auf die Tenne. Hier erwarteten ihn die Hunde; allein er biß ihrer drei todt, bis eine Kugel ihm den Rest gab.

51. Das Verhör.

Arnold, der 13jährige Sohn des wohlhabenden Oekonomiepächters Metzler in einem Dorfe im österreichischen Lande ob der Ens, hatte mitgeholfen, das Geld und andere Kostbarkeiten gegen die Raubsucht der im Jahr 1797 anrückenden Franzosen zu verbergen, und von seinem Vater die ernstliche Weisung erhalten, außer der Mutter es ja Niemandem zu entdecken. Bald hernach fiel eine Schaar Feinde in den Ort ein, raubte, plünderte und mißhandelte die Leute auf die grausamste Weise. Arnolds Vater war ihnen als ein reicher Mann von schlechtgesinnten Menschen angegeben worden, worauf einige Plünderer in sein Haus stürzten. Beide Eltern entflohen, der Sohn aber wurde auf der Flucht ergriffen und festgehalten, während sie das ganze Haus durchsuchten. Da sie aber weder Geld

noch Kostbarkeiten fanden, wendeten sie sich an Arnold mit der Forderung, ihnen den Ort anzuzeigen, wo das Geld vergraben sei, und wollten ihn anfänglich durch Schmeicheleien gewinnen. Als ihnen aber der Knabe antwortete: daß er es nicht sagen dürfe, droheten sie ihm mit gezogenen Säbeln, ja einer der Soldaten setzte sogar dem armen Jungen das Bajonnet auf die Brust mit den Worten: „Bube! wenn du nicht auf der Stelle uns klaren Wein einschenkst und den Ort angiebst, wo das Geld liegt, so athmest du keine Sekunde mehr.“ Der gute Knabe zitterte zwar, blieb aber bei der Antwort, sein Vater habe es ihm verboten. Nun banden die Raubsüchtigen dem Arnold die Hände und Füße, und drohten, ihn so in den Brunnen zu stürzen, wenn er nicht aussagen würde, wo das Geld wäre. Arnold weinte, und bat, man möchte ihm doch das Leben schenken. „Nur unter der Bedingung,“ rief ihm ein Soldat zu „wenn du das Geld verräthst.“ In diesem Augenblicke trat ein französischer Stabsoffizier in das Haus, welcher im Vorbeigehen das Schreien des Knaben gehört hatte. Er befahl, den Kleinen sogleich loszubinden, und ließ die Plünderer verhaften. Wie sehr erstaunte er aber, als der Knabe ihm den ganzen Vorfall erzählte. Der wackere Krieger drückte den kleinen Helden, wie er ihn nannte, an seine Brust, und lobte ihn ungemein. Bald darauf kamen Vater und Mutter zurück, freuten sich und lobten Gott, der das Kind mit Kraft gerüstet und des Feindes Herz erweicht hatte.

52. Das Rebhühner-Nest.

Philipp Grieser, der Sohn eines vermöglichen Landmanns in Schwaben, betrachtete oft bei seinen Arbeiten auf dem Felde die bunten Käfer, die schönen Schmetterlinge, die fröhlichen Vögel, wie sie sich alle erfreuten in Gottes herrlicher Schöpfung, und sein Herz wurde dann voll des Lobes der Güte, Weisheit und Allmacht Gottes; sein Auge glänzte vor Freude und Dank. Eines Tages erhielt Philipp von seinem Vater den Auftrag, auf einem Acker Klee für das Vieh zu mähen; froh und munter gieng er an die Arbeit. Schon hatte er eine große Strecke abgemäht, als plötzlich nicht fern von ihm ein Rebhuhn aufflog, und in einem benachbarten Acker wieder einfiel. Da ist gewiß ein Nest, dachte Philipp, legte seine Sense behutsam bei Seite, und schlich zu der Stelle, von welcher das Rebhuhn weggeflogen war; er hatte sich in seiner Meinung nicht getäuscht, es lagen Eierlein im Nest. Aber was that nun Philipp? — Er zieht sich schnell zurück, nimmt seine Sense und geht auf eine andere Seite des Ackers, bedauernd, daß er die alte Henne von ihrem Neste verscheucht hatte. Sollte ich weiter mähen, dachte er bei sich selbst, und die Eier mit nach Hause nehmen? Nein, das gute Thier soll sein Nest behalten, damit es seine Eier ausbrüten kann. Er trug sodann den abgemähten Klee nach Hause, und erzählte dem Vater, was er gesehen habe, zugleich bat er ihn, nicht mehr auf jener Stelle mähen zu lassen, bis die Eier ausgebrütet seien. Der Vater lobte,

was sein Sohn gethan hatte, und sagte, sie wollen nun in einigen Tagen wieder an jene Stelle gehen und nachsehen; und als sie nach acht Tagen kamen, fanden sie nur noch die Schalen der Eier, die jungen Thierchen hatten ihr enges Gehäuse verlassen.

53. Das gequälte Pferd und sein Beschützer.

Dem jungen Pirmin begegnete eines Abends auf einem Spaziergange ein Fuhrmann mit einem erbärmlich abgezehrten Pferde, das eine schwere Last fortschleppen sollte. Das unglückliche Geschöpf erlag unter seiner Last, fiel nieder und war so entkräftet, daß die unbarmherzigen Peitschenhiebe, die ihm sein tyrannischer Treiber sogar auf den Kopf und in die Augen gab, es nicht zum Aufstehen brachten. Das Elend des armen Pferdes rührte den guten Pirmin bis zu Thränen; es war aus Mangel an Futter bei übertriebener Arbeit fast verschmachtet. Unwillig trat Pirmin zu dem gefühllosen Fuhrmanne und sprach: „Unbarmherziger Mann! so könnet ihr mit einem armen Geschöpf umgehen, es so aushungern und elend verschmachten lassen! Auch dieß Thier fühlt Schmerz wie ihr, Gott hat es eben so zum Wohlsein erschaffen wie euch; es ist ein Geschöpf Gottes wie ihr, und ihr begeht eine abscheuliche Undankbarkeit gegen Gott; ja es ist desto strafbarer, das arme Thier so zu mißhandeln, weil es nicht klagen kann. Schämt euch, daß ihr von dem Thiere das Brod empfangen, ihm selbst aber nichts geben wollt; erleichtert ihm

seine Last und gebt ihm sein gehöriges Futter, und fürchtet euch vor der Strafe, welche der gerechte Richter im Himmel über den Unbarmherzigen verhängt.“ Ganz verblüfft stand der Fuhrmann da; eine solche Lehre hätte er von einem Knaben nicht erwartet. Es hatten sich unterdessen mehrere Menschen um das arme Pferd versammelt, und Alle bedauerten die klägliche Gestalt des Thieres, und tadelten die Härte und Unbarmherzigkeit des Fuhrmanns. Da trat aus dem Haufen der Menschen ein Herr auf Pirmin zu, ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Lieber Knabe! du verräthst eine gefühlvolle Seele; wer bei dem Leiden unglücklicher Thiere mitleidig ist, wird um so mehr beim Elende der Menschen fühlen. Willst du mit mir einen Spaziergang machen?“ Pirmin nahm das Anerbieten an, und wandelte bescheiden an der Seite des Herrn fort. Dieser fragte über Pirmins Eltern und Verhältnisse, und der offene Knabe entdeckte ihm, daß er arm sei, seine Eltern nur Weingärtner, aber Alles aufbieten, um ihn studieren zu lassen, doch aus ihren Mitteln allein würde er nicht Alles bestreiten können; edle Menschenfreunde geben ihm Kosttage und Monatgeld. Der Herr fragte noch über Mehreres, und immer mehr gefiel ihm der Knabe. Endlich erklärte er ihm, daß er in Zukunft die Kosten seines Unterhaltes bestreiten wolle, und zwar so lange, bis Pirmin sein Brod selbst verdienen könne; doch müsse er stets die vortheilhaftesten Zeugnisse über Sittlichkeit und Fleiß von ihm erhalten; dann bezeichnete ihm der Herr das Haus, wo er ihn morgen besuchen solle, und

schied. Mit welcher Freude Pirmin nach Hause gieng, kann ich euch nicht beschreiben. „Nun darf ich meinen Eltern nicht mehr beschwerlich fallen,“ sagte er zu sich selbst, „will aber auch recht brav und fleißig sein!“ Dieser edle Wohlthäter sorgte auch für Pirmin, bis er selbst sein Brod verdiente; und Pirmin zeigte sich der Wohlthaten nicht unwürdig, studirte unermüdet, und ist jetzt ein geschickter, angesehener Beamter.

54. Der Vögel Brodhaus.

Emil hatte alle Thiere lieb, that ihnen Gutes, wo er Gelegenheit fand, und litt es nicht, daß andere Kinder sie quälten, wenn er es sah. — Das Haus seiner Eltern war bis auf eine Seite von Bäumen und Hecken umgeben; vor dem Hause führte die Landstraße vorbei. Was diese Wohnung gar angenehm machte, waren die Vögel, die sich in den Gebüschen und Bäumen aufhielten. Aber es kam einmal ein sehr harter Winter. Da war für die armen Vögel fast keine Nahrung zu finden, und viele lagen erfroren und verhungert im Felde. Sperlinge, Goldammern und Buchfinken hüpften traurig in dem tiefen Schnee umher, und fanden nichts; dann setzten sie sich auf die Aeste der nahe am Hause stehenden Bäume, oder verbargen sich in die beschneiten Hecken und steckten den Kopf zwischen die Flügel. Dieß erfüllte den guten Emil mit Mitleiden, daß seine Lieblinge so trostlos dasaßen, und er strich den Schnee von den Fenstern weg, machte dorthin

ein Brett zurecht, und streute Gerste, allerlei Gesäme, Brodkrümchen und noch manches, was die Vögel fressen und man sonst wegwarf, dahin. Kaum hatten diese es gesehen, so kamen sie zwar erst schüchtern, aber bald freier, und immer freier vor das Fenster geflogen, und pickten die Nahrung weg. Zuletzt wurden sie so zahm, daß Emil am Fenster sitzen bleiben konnte, wenn sie ihre Nahrung munter verzehrten, ohne daß sie sich vor ihm fürchteten. Auch als die Kälte nachließ und der Schnee verschwand, fuhr Emil fort, etwas vor das Fenster zu legen, und er hatte das Vergnügen, seine lieben Gäste täglich zu Tische kommen zu sehen. Indeß war der Frühling gekommen, und es stellten sich die im Herbste weggeflogenen Vögel wieder ein. Diese waren nicht so bald in der Nähe von Emils Wohnung angekommen, als sie schon den andern, welche hier überwintert hatten, vor das Fenster ihres Pflegers folgten. Es war zwar bald verzehrt, was sie jeden Tag fanden; aber sie kamen dennoch oft, und einige hielten sich immer in der Nähe dieses Fensters auf. Daher kam es auch, daß sich nun weit mehr Vögel hier in den Bäumen und Hecken einnisteten als früher, und im nächsten Frühjahr war eine so auffallende Menge Vögel um das Haus, daß sich jeder darüber wunderte. Diese guten Thierchen räumten auch alle Raupen und sonstiges Ungeziefer fleißig weg, und vom Morgen bis zum Abend war ein fortwährender Gesang, und die Sänger waren so zahm, daß sie sich ganz nahe an das Fenster setzten und sangen. Es

schien, als ob sie ihrem kleinen Wohlthäter den Dank für seine Gaben hätten abstatten wollen.

---

55. Der freigelassene Pflegling.

Karoline war eines Tages auf dem Hof und spielte; da bewegte sich etwas nicht weit von ihr. Als sie näher hinzukam, sah sie, daß es ein kleiner, noch ganz junger Sperling war. Das kleine Geschöpf war noch ganz nackt, und nur an einigen wenigen Stellen zeigten sich Spuren von Federn, die hervorkommen wollten. Karoline hob das hülflose Thierchen auf, und rief dem Vater: „Vater! sieh da, da hab' ich einen kleinen Sperling auf dem Hofe gefunden; was soll ich mit ihm machen? — Wie ist doch der auf den Hof gekommen?" Der Vater ließ sich die Stelle zeigen, wo sie das Vögelchen gefunden hatte; er sah in die Höhe, und entdeckte, daß oben, fast in der Spitze des Daches, ein Sperlingsnest war. „Sicherlich," sagte er, „ist er aus dem Neste gefallen, und wenn hier unten nicht so viel Stroh gelegen hätte, so würde er ganz zerschmettert sein. Was du aber mit dem Thierchen machen wirst, das weiß ich in der That nicht. Auffüttern wird es sich schwerlich lassen." — „Ach Vater!" antwortete Karoline, „da muß das arme Thierchen ja gar verhungern. Könntest du es denn nicht wieder in sein Nest setzen?" — „Kind!" sprach der Vater, „du siehst, wie hoch das ist, und Niemand hat hier eine Leiter, welche so weit hinaufreicht. Wir müssen versuchen, ob es sich auffüttern läßt."

Es wurden gleich Anstalten gemacht. Karoline holte die weichsten Betten aus der Wiege, in welcher ihre Puppe schlief, und legte das nackte Vögelein hinein, welches auch gerne darin sitzen blieb; es wurde Semmel in Milch, und kleine Samenkörner in Wasser eingeweicht, um den kleinen hüflosen Gast damit zu füttern. Das Thierchen sperrte den kleinen Schnabel auf, und ließ sich das Futter geben, und schluckte es glücklich hinunter. Nun, da es einmal gefressen hatte, hoffte Karoline, das Thierchen wohl weiter zu bringen. Sie ließ sich von dem Vater sagen, wie oft sie dasselbe des Tages werde füttern müssen, und wie viel jedes Mal, und sie hielt die pünktlichste Ordnung. Das Thierchen fraß und wuchs, und bekam in wenig Tagen Federn. Nach und nach lernte der Sperling allein fressen. Jetzt machte ihm Karoline ein weiches Nest aus Moos und Federn, und that ihn mit dem Neste in einen Käfig, dessen Thüre aber offen war. Ein kleines Näpfchen mit Wasser und ein Kistchen mit Futter wurden ebenfalls hineingestellt. Der Sperling wurde völlig zahm, wohnte gerne in dem Neste des Käfigs, und schlief Nachts in demselben. Am Tage flog er frei in der Stube herum, und scheute sich vor Niemand; aber mit Karoline that er gar bekannt; er flog ihr auf den Kopf und setzte sich auf ihren Schooß, und wenn sie an dem Tische saß, und las oder schrieb, so hüpfte er unbesorgt vor ihr herum, pickte in den hingehaltenen Finger, ließ sich mit dem Finger streicheln und sogar fangen; dadurch wurde der Vogel Karolinen sehr lieb. Den ganzen Winter über blieb der

Vogel bei ihr; als aber das Frühjahr kam, und die Tage wieder wärmer und länger wurden, da lebten auch die Sperlinge draußen wieder auf, und zirpten und zwitscherten. Der Sperling in der Stube hörte das; er schien immer aufmerksamer darauf zu werden; er flog an's Fenster, die andern Sperlinge zu sehen, und zirpte ebenfalls, aber wie es Karolinen vorkam, nicht so lustig als die, welche im Freien waren. In der That war der Vogel lange nicht mehr so munter als sonst. „Was mag ihm nur fehlen," fragte Karoline, „er frißt und säuft nicht mehr wie sonst?" — „Ihm fehlt viel, liebes Kind!" antwortete die Mutter: „Er ist hier einsam, und hört die andern draußen lustig zwitschern. Da wird das Verlangen nach ihnen rege; er möchte gern bei seines Gleichen sein, und mit ihnen überall umherfliegen; dann erst wäre ihm wohl." Karoline wartete einen Tag, und noch einen, ob ihr Sperling nicht wieder so lustig werden würde wie zuvor, aber er wurde es nicht. Stundenlang saß er am Fenster ganz still an einem Orte, dann und wann zirpte er einmal ganz kläglich, und nur dann regte er sich lebhafter, wenn er einen andern Sperling sah. Karoline fühlte Mitleid mit dem armen Thierchen, und sprach zur Mutter: „Ich will den Sperling hinauslassen, er sehnt sich gar zu sehr nach den andern, und will nicht wieder froh werden." — „Läßt du ihn auch gern weg?" fragte die Mutter. „Nicht recht gern," antwortete Karoline; „er ist mir so lieb, weil ich ihn aufgefüttert habe; aber ehe er sich grämen soll, will ich ihn lieber frei lassen." Karoline öffnete das Fenster, an wel=

chem der Sperling seit einiger Zeit immer gesessen hatte. Der Vogel fühlte die freie Luft, er hielt den Kopf in die Höhe, und flog nach einigen Augenblicken auf den Rahmen des Fensters. Hier sah er sich erst eine lange Zeit um, und schien gar nicht begreifen zu können, wo er war — dann flog er fort. „Jetzt ist er fort, Mutter!" sagte Karoline, die ihm nachgesehen hatte, und eine kleine Thräne füllte ihr Auge. Die Mutter aber sagte: „Nun wird ihm aber auch wieder wohl sein, und wenn er ein Mensch wäre, so würde er dir für seine Freiheit danken."

56. Die Kohlmeisen.

Nicht so ungestört konnte sich Fridolin seiner Lieblinge freuen. Auf einem Apfelbaume in seines Vaters Hofe nistete in einem Loch des alten Stammes ein Paar Kohlmeisen, deren geschäftigem Treiben der Knabe oft mit Lust zusah, wenn die Alten die Jungen ätzten, welche dann ihre Schnäbelein gierig aufsperrten, so weit sie konnten, um ihr Theil zu bekommen. Eben als eins der Alten mit einem Würmlein im Schnabel herbeiflog, kamen eines Tages mehrere fremde Knaben auf den Hof. Kaum hatten diese bösen Buben das Thierchen bemerkt, so stieg schon der Gedanke in ihnen auf, es zu verderben. Die Meise war in's Loch geschlüpft, sie warteten also, bis sie wieder hervorkäme. Sie kam, eilte hinweg, und in dem Augenblicke kam eine andere Meise vor das Loch geflogen.

„Gebt einmal Acht!“ sagte einer der Jungen, „wie schön ich die treffen werde.“ Er nahm einen Stein, warf, und die Meise fiel todt zu Boden nieder. Jubelnd eilten die Knaben dem Baume zu, hoben die todte Meise auf, und ließen das arme Vögelein aus einer Hand in die andere wandern. Noch besahen sie das unglückliche Opfer ihres Leichtsinns, als die erste Meise wieder herzuflog, und unruhig durch die Zweige des Baumes flatterte. „Zurück, zurück!“ sagte jener Knabe, „auch diese treffe ich, was gilt die Wette?“ Man lief von dem Baume nach dem ersten Standpunkte zurück. Die Meise näherte sich dem Loche, und so wie sie hineinschlüpfen wollte, sank auch sie durch den Wurf des Knaben vom Baume nieder. Nun war der Jubel noch größer; zwei Vögel hinter einander zu treffen, meinte er, wäre doch wohl ein Kunststück, und glaubte jetzt die beste Probe seiner Geschicklichkeit im Werfen abgelegt zu haben, deren er sich sonst rühmte. Durch den Lärm der Knaben wurden Fridolin und sein Vater aufmerksam auf ihr Thun, und nach einiger Erkundigung bei dem Gesinde erfuhren sie den traurigen Vorfall. Fridolin that es sehr wehe, daß er auf so elende Weise um seine lieben Meisen gekommen sein sollte. Auch sein Vater ärgerte sich über diesen Muthwillen, und gieng auf die Buben zu, um sie dafür zu züchtigen; nur eine schnelle Flucht entzog sie der verdienten Strafe. — Fridolin war jetzt sehr bekümmert um die Jungen in dem Nest. „Wie wird es ihnen nun gehen, den armen Vögelein?“ sprach er — „ob sie schon bald mögen ausfliegen können?

Wüßte ich das doch! — Wie werden sie jetzt die Schnäbelchen aufsperren und ihre Eltern mit heißem Verlangen zurückerwarten! Und sie kommen nicht, kommen nie wieder. Arme Vögelein!" — Er setzte sich unfern des Baumes auf einen Holzblock, und dachte nach, ob er nichts für die verlassenen Thierchen zu thun vermöchte, da vernahm er abwechselnd leise und laut das Schreien der Vögelein um Nahrung. Das schmerzte ihn zu sehr, und er gieng darüber in's Haus. Nach einiger Zeit gieng er mit dem Beile zum Baume, in der Absicht, das Loch zu erweitern und die Vögelein herauszunehmen. Wie erstaunte er, als er eine alte Kohlmeise aus dem Loche kommen sah! Er setzte sich wieder hin, und beobachtete den Baum, und siehe, dieselbe Meise kam wieder, und brachte Futter in die Höhle des Baumes. „O!" sprach Fridolin, „nun ist meine Sorge überflüssig, da Gott schon für euch gesorgt und euch eine Pflegmutter zugeführt hat." Mit Freuden gieng der gute Knabe nach Hause, und erzählte den Seinigen, was er Schönes und Wunderbares gesehen. Wie lieb mögen ihm von nun an erst die aus den Händen jener Unholde Geretteten geworden sein!

---

57. Das Kirschen-Bäumchen.

Kinder, welche ein Vergnügen daran finden, Thiere zu quälen, ergötzen sich häufig auch daran, Gewächse, besonders Bäume zu verderben, Zweige abzureißen, die Rinde abzuschälen oder junge Bäumchen abzuschneiden. Auch dieß ist schändlich und sündlich. Sie verletzen und tödten Pflanzen, denen der gütige Schöpfer Leben, Wachsthum und Gedeihen gegeben, und die Er so schön und künstlich gestaltet hat, daß kein Mensch es nachahmen kann. Zudem vergreifen sie sich an anderer Leute Eigenthum, zerstören ihr Vergnügen, und fügen ihnen muthwilliger Weise Schaden zu. Kein gutes Kind wird so etwas thun, und darum werdet auch ihr, wie ich hoffe, weit entfernt, selbst je einen Baum oder sonst ein Gewächs muthwillig zu beschädigen, vielmehr nach Heinrichs Beispiel, wo ihr sehet, daß Andere es thun wollen, sie davon abzuhalten suchen.

Dieser Heinrich gieng an einem schönen Frühlingstage mit Wilhelm auf's Feld hinaus: sie freuten sich des herrlichen Wetters und der blühenden Natur. Indem sie also wandelten, kamen sie an einem Kirschenbäumchen vorüber, das mit Blüthen wie mit einem weißen Kleide bedeckt war, so daß man fast kein grünes Blatt daran finden konnte. Der Stamm des Bäumchens aber war schlank und hatte eine glatte Rinde. „Sieh'," sagte Wilhelm, der jüngere Knabe, „sieh, welch' ein schönes Bäumchen! Wird es nicht den schönsten Spazierstock geben? Warte ein wenig, lieber Heinrich! bis ich es abgeschnitten

habe." — „Und du möchtest dieses Bäumchen abschneiden?" fragte Heinrich erstaunt. — „Ja! warum denn nicht?" erwiederte Wilhelm. „Dieß ist ja nur ein wilder Stamm, und hier steht er ohnehin Niemandem zum Nutzen. Die Kirschen, die er bringt, werden von den Knaben und Vögeln eher genossen, als sie ganz reif sind. Warum sollte ich ihn mir nicht zum Spazierstocke nehmen dürfen, der mir viel Vergnügen machen kann?" — „Das meinest du nur so, lieber Wilhelm," sagte Heinrich. „Aber denke einmal, wie manchen Wanderer erfreut seine Blüthe, und wenn auch die Vögel seine Früchte genießen sollten, möchtest du den Thieren es nicht gönnen? Was aber die Knaben betrifft, so haben ja auch diese Vergnügen daran, wenn sie die Kirschen essen dürfen, die so wild wachsen, und um welche sich sonst Niemand bemüht. Wie viele Knaben giebt es nicht, deren Eltern keine Kirschenbäume haben, und die auch kein Geld für Kirschen ausgeben können? Sollten wir diesen die wilden Kirschen nicht gönnen?" — „Das ist wohl wahr," versetzte Wilhelm, „aber die Knaben werden das Bäumchen doch verderben, Aeste davon abbrechen oder es gar zerbrechen." — „Nun," sagte Heinrich, und du willst ihnen also darin zuvorkommen? besinne dich doch!" Da besann sich Wilhelm eine Weile, dann sagte er: „Du hast recht, lieber Heinrich! es wäre nicht gut, das Bäumchen abzuschneiden, aber ich will dir sagen, was ich jetzt thun will. Hat das Bäumchen ausgeblühet und die Zeit ist da, wo man es versetzen kann, so will ich es von hier wegnehmen und in unsern Garten

setzen. Dort lasse ich es dann veredeln, und das ist wohl gut, nicht wahr, Heinrich?" „Aber du mußt doch erst die Erlaubniß dazu von den Leuten haben, denen dieser Boden und das Bäumchen gehört?" sagte Heinrich. „Darum werde ich fragen," erwiederte Wilhelm. Und Wilhelm fragte wirklich um diese Erlaubniß, und erhielt sie auch. In seiner Eltern Garten pflanzte er nun jenen jungen Stamm, ließ ihn veredeln und gehörig beschneiden. Der Baum wuchs üppig heran, und brachte viele und gute Früchte, und noch als Männer standen Wilhelm und Heinrich oft unter diesem Baume und schauten ihn mit Wohlgefallen an. Einst sagte Wilhelm dabei: „Heinrich! du bist der Schutzengel dieses Baumes gewesen!" Und dessen freute sich Heinrich recht im Herzen.

---

58. Der gefundene Schatz.

Der letztverstorbene König Maximilian I. von Bayern fuhr an einem heitern Morgen von seinem Lustschlosse Tegernsee nach dem nahe gelegenen Marktflecken Tölz, wo an diesem Tage die Preisvertheilung für die vorzüglichsten Erzeugnisse der Landwirthschaft und ein Jahrmarkt Statt hatte. Die Trompeten schmetterten bei seinem Einzug von dem Thurme. Das Thor des Gasthofes, wo der geliebte Monarch abstieg, war mit Laub und Blumen geschmückt. Die Schulmädchen in weißen Kleidern sangen Lieder der

Freude, und der Jubel der Gebirgsbewohner, die aus allen Thälern herbeiströmten, der Ruf aus dem Gedränge bewillkommte den König auf die herzlichste Art, eben so erwiederte derselbe huldvoll die Freudenbezeigungen des Volkes. Von ferne flatterten die weiß und blauen Fähnlein der Preise. Musikchöre mischten sich in das Getöse der lebhaften Menge. Unter diesem frohen Getümmel fand ein Knabe ein Goldstück. Das arme Kind war aber von seinem Glanze mehr betroffen als erfreut. Da er auch den König unter den Leuten herumgehen sah, dachte er, einen solchen Schatz könne nur der König verloren haben, und mitten durch den Schwarm, der immer um des Königs Gasthof wogte, drängte er sich durch, trat muthig vor den König, und gab ihm das Goldstück. Der König ließ sich von dem Kleinen das Nähere erzählen, lobte seine Redlichkeit, beschenkte ihn reichlich und fragte ihn nach seinem Vater. Der Knabe holte ihn, und der König erzählte ihm nun selbst den Vorfall, und fragte ihn, zu was das Kind Anlage und Talente habe. Da rief der Knabe, er möchte gerne ein Handwerk lernen, und von diesem Augenblicke an nahm der König den Knaben in seine Fürsorge.

59. Die beiden Sacktücher.

Ein armes Bauermädchen von eilf Jahren hatte das Geld, das sie auf dem Markte für ihre Eier gelöst hatte, in ihr Tuch gewickelt und in ihren Korb gelegt. Schon war sie nicht mehr weit von ihrem Dorf, da wollte sie es noch einmal nachzählen — aber o wehe, das Tuch war fort! Wie wird die Mutter zürnen, wenn ich so heim komme. Voll Schreck und Angst kehrte sie um, und suchte weinend das verlorne Tuch; schon war sie weit gegangen, und hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, es wieder zu finden, da begegnete ihr ein Herr zu Pferde, der sie fragte, warum sie denn so bitterlich weine. Kaum konnte sie ihm vor Schluchzen das große Unglück, das sie getroffen, erzählen. „Sei ruhig, liebes Kind!" sagte der Reiter, „ich habe dein Tüchlein unweit der Stadt gefunden." Bei diesen Worten zog er ein schönes seidenes Nastuch aus der Tasche, und hielt es ihr hin. „Hier nimm es!" fuhr er fort. — „Ach, du lieber Gott!" rief das noch immer weinende Mädchen, „wie käme ich zu einem so schönen Tuche! das meinige ist nur wenige Groschen werth. Ach wäre nur kein Geld darin gewesen, ich würde mich wenig darum bekümmern; aber das Geld! ohne das darf ich nicht heimkommen, meine Mutter braucht es so nothwendig!" — „Nun, so ist's dieses gewiß," versetzte der freundliche Herr, „ich habe es heraus genommen und zu meinem übrigen Gelde gethan." Hiebei zog er einen Dukaten hervor, wikkelte ihn in das Tuch und reichte es dem Mädchen mit

den Worten: „Hier hast du Alles, was du verloren. Nimm es, gutes Mädchen!“ Allein sie betheuerte es hoch und theuer, daß weder Tuch noch Geld ihr gehöre, sie wolle auch nicht unehrlich sein, und weinte noch mehr, als es ihr der Finder nicht glauben wollte. Da sie durchaus nicht dahin zu bringen war, beide Stücke für ihr Eigenthum zu erkennen, sagte endlich der freundliche Mann: „Nun, weil du denn nichts von diesem als dein erkennen willst, so wirst du doch wenigstens dieses Tüchlein hier als das deinige erkennen.“ Hierauf zog er das ihrige, welches er wirklich auf der Straße gefunden hatte, aus der Tasche, und warf es ihr zu. Ihre Freude hatte keine Gränzen, als sie ihr Tüchlein wieder erblickte, sie rief dem redlichen Finder tausend Dank zu, und wollte sich sogleich auf den Heimweg machen. Allein der Mann, der sie gleich anfänglich lieb gewonnen hatte, da er ihr redliches Herz erkannte, zwang sie, auch sein Tuch mit dem Dukaten anzunehmen. „Dieses,“ sprach er, „verdienst du deiner Redlichkeit wegen. Hättest du gesagt, das seidene, das ich dir zeigte, sei dein Eigenthum, so hättest du weder das eine, noch das andere bekommen, weil du gelogen hättest. Bleib' immer so ehrlich, und es wird dir immer gut gehen, denn Ehrlichkeit wird am Ende doch belohnt.“ Er gab dem Pferde die Sporen und flog davon.

60. Das übrige Geld.

Ein armer Weber zu Nürnberg hatte ein Töchterchen Namens Katharina. Als sie sieben Jahre alt war, und von ihrer Mutter etwas zu holen ausgeschickt worden war, zerbrach sie unterwegs aus Unvorsichtigkeit den einzigen Topf, den man im Hause hatte. Sie lief zu einer Nachbarin, von der sie schon öfters Wohlthaten genossen hatte, weinte sehr über diesen Verlust, und bat, man möchte ihr doch aus ihrem Jammer helfen, denn ihre Mutter würde sich sehr darüber kränken, wenn sie es erführe. Man ermahnte sie, künftig vorsichtiger zu sein, und schenkte ihr so viel, daß sie wieder einen neuen Topf kaufen konnte. Nach einer Stunde kam das Mädchen zurück, brachte etliche Kreuzer, und sagte: „Ich habe den Topf wohlfeiler bekommen, hier ist das übrige Geld.“

61. Der Uhren-Schlüssel.

Der 11jährige Franz, der Sohn einer armen Wittwe in München, eilte voll Freude über den Schulpreis, den er erhalten hatte, nach Haus. Da blinkte ihm vom Boden etwas in die Augen; er hob es auf, und siehe, es war ein kostbarer Uhrenschlüssel mit einem schönen Edelstein. Wie er ihn betrachtete, stand der Judenknabe Jakob, der im nemlichen Hause mit seiner Mutter wohnte, neben ihm. „I — Fränzle, laß gucke, was hast du denn?“ forschte neugierig der Judenknabe, „Du güldener Glücks-

Junge du!" rief Jakob hastig aus, „es ist Gold, und bei meiner ehrlichen Seel', von nicht geringerem Gehalt als 16 Karat. Der Stein aber — ja der ist sechsmal so viel werth als die Einfassung — ja wohl; es ist der hellste Amethist, den ich noch je begucken konnte. Da hast du einen fetten Fang gemacht heute." — „Fang?" fragte Franz, indem er mit scharfem Blicke den geldgierigen Judenknaben maß, „wie meinst du das?" — „Wie du's als ein gescheidter Junge nehmen wirst," fiel Jakob ein. „Deine Mutter ist ein blutarmes Weib, so viel ich weiß, und der kostbare Schlüssel kommt dir und ihr als ein köstlicher Fang. Komm mit mir, Fränzle, zu meinem Aetti, komm! der kauft, wie du weißt, Gold und Silberzeug, Ringe, Dosen und was immer nur einigen Werth hat, und zahlt redlich und baar. Komm nur gleich mit mir, wir haben ja ohnehin Einen Weg" — „Davor behüte mich Gott!" rief Franz aus, und ein glühendes Roth bedeckte des Knaben Gesicht, der über Jakobs bösartige Zumuthung hoch entrüstet war. „Der Fund gehört auf die Polizei, denn was nicht mein ist, kann ich mit Recht und gutem Gewissen mir auch nicht zueignen, und wer so schlecht denkt, daß er Gefundenes verkaufen, und das hieraus erlöste Geld als sein Eigenthum ansehen kann, der ist nicht viel besser als ein heimlicher Dieb." So sagte Franz, und wollte eben auf die Polizei gehen, als er zwei vornehme Herrn in eifrigem Gespräch vor einem Hause stehen sah, von denen jeder mehrere goldene Gehänge an der Uhrenkette hatte. Einer von diesen könnte es wohl verloren haben,

dachte Franz, und näherte sich ihnen mit abgezogener Mütze. Einer derselben glaubte, der Knabe erwarte ein Almosen, und bot ihm einige kleine Geldstücke hin, indem er freundlich sagte: „Komm, Junge, hier hast etwas; aber verwend' es gut und lerne fleißig.“ Allein Franz entdeckte nun etwas beschämt, was er von ihnen wolle; indem er die Gabe ablehnte. Einer der beiden Herrn erkannte den Uhrenschlüssel sogleich für den seinigen, lobte den Knaben, und gab ihm zur Belohnung ein Geldstück, mit der Ermahnung, stets so rechtschaffen zu handeln. Franz küßte ihm die Hand und gieng voll Freuden. Noch aber hatte er keine 30 Schritte vorwärts gethan, als er das erhaltene Geschenk besah, hierüber erstaunte, und schnell wieder zu dem vornehmen Herrn an jenem Hause zurückeilte, der noch immer mit dem andern Herrn sprechend an jenem Hause stand. „Gnädiger Herr,“ fieng der Kleine an, „vergeben sie gütigst; ich muß Sie noch einmal belästigen. Sie haben mir ein Goldstück gegegen; da haben sie sich wohl vergriffen; hier ist es wieder.“ Die beiden Herrn betrachteten den Knaben mit Verwunderung. „Lieber Junge,“ fieng der vornehme Herr an, „ich habe mich nicht vergriffen. Das Goldstück gehört dir; du hast es dadurch wohl verdient, daß du mir den Schlüssel wieder gebracht hast, der Goldes werth ist. Sag' mir einmal, braver Knabe, wie heißt du denn?“ Franz nannte seinen Namen und den seines Vaters, der als Reiter in der Schlacht gefallen war. Da erinnerte sich der Herr, daß des Knaben Vater unter ihm gedient habe als ein braver ausgezeichneter Soldat, erkun-

digte sich nach seiner Mutter und ihren Umständen, und versprach, selbst nach ihr zu sehen. Gerührt von dieser Güte dieses Herrn, küßte Franz beider Herrn Hände, und in wenigen Minuten war er bei der Mutter im engen Dachstübchen, der er nun voll Freude Alles erzählte, was ihm begegnet war. Am andern Tag saßen Mutter und Sohn am Spinnrädchen, als Sporntritte die schmale Treppe herauf tönten, und zur Thüre herein ein vornehmer Offizier in reich gestickter Uniform trat. Franz erkannte schnell in demselben seinen Wohlthäter, und die erstaunte Mutter den edlen, heldenmüthigen Kavallerie-General, Grafen Seidewitz. Er redete nun mit Franzens Mutter, sagte ihr, daß der König auf seine Bitte ihre Pension vermehrt habe, er selbst aber für ihren Franz sorgen wolle, da er so brav zu werden scheine wie sein Vater. Zugleich versprach er, öfters nach ihnen zu sehen. Als er fort war, sanken Mutter und Sohn, Gott dankend, auf die Knie, um herzlich zu bethen für das Wohl des guten Landesvaters und für den mildthätigen Grafen. Solch Vertrauen konnte Franz zu dem Vater im Himmel haben, weil er der guten Stimme in seinem Herzen folgte und dem Versucher kein Gehör gab.

---

62. Die Kirschen.

Clemens Wicker, eines Handwerkers Sohn in einem schwäbischen Städtchen, gieng an einem schönen Sonntag Nachmittag nach der Kinder-Lehre mit seinem Freund Bernhard Wärm spazieren. Sie wollten in ein nahes Wäldchen gehen; allein unterwegs gesellten sich noch zwei andere Knaben zu ihnen, und diese schlugen vor, auf der nächsten Wiese Ball zu spielen. Clemens war dieß gleich recht, Bernhard dagegen hätte lieber ein anderes Spiel gemacht, gab aber doch auch nach. Eine Weile gieng das Spiel vortrefflich; so war es aber dem einen jener Knaben, David, nicht lebhaft genug; den stach der Muthwille; er warf erst Clemens mit dem Ball, so stark er nur konnte, und als dieser, um keinen Streit zu erregen, zu dem Tück schwieg, probierte er es mit Bernhard, und traf ihn gerade in's Gesicht. Dieser fuhr auf, fiel dem Störefried in die Haare und zauste ihn tüchtig. Clemens aber trat schnell zwischen sie, schob sie sachte aus einander und sagte: „Was treibet ihr? warum wollt ihr das Spiel verderben? Haltet inne und seid ruhig! Wo Unfriede und Zank ist, ist nicht gut sein. Wißt ihr nicht, was der Pfarrer eben erst in der Christenlehre gesagt hat: „Seid friedsam untereinander!“ So gebt euch nun wieder die Hände und seid gute Freunde!“ Sie folgten ihm auch, und das Spiel gieng wieder fort. Hinter dem Busch war aber einer gestanden, den die Knaben nicht gesehen hatten, wohl aber er sie, und was sie gethan hatten — und das war der Pfarrer. Der trat nun zu ihneu, lobte Cle-

mens wegen der eben bewiesenen Gesinnung, verhieß ihm Glück und Segen, wenn er darin fortfahre und schenkte ihm zum Wahrzeichen dafür gleich ein neues Sechserstück. Clemens dankte, der Pfarrer gieng heim, und die Knaben spielten ohne weitere Störung fort. Der Abend war indeß herangekommen und sie giengen nach Haus. Vor dem Thor wurden Kirschen feil geboten — köstliche schwarze Kirschen; den Knaben wässerte der Mund darnach; da fällt Clemens ein, daß er noch einige Kreuzer vom Vater in der Tasche hat — das Geldstück des Herrn Pfarrers hätte er um Vieles nicht hergegeben, das war ein Andenken — für jene aber kauft er von den leckern Früchten, und — läßt sich's schmecken? — Ja, aber erst, nachdem er jedem der Gespielen auch einen schönen Theil gegeben hatte. Aber auch sein bescheidenes Theil sollte er noch einmal theilen, denn in David regte sich schon wieder etwas; er hatte so viel bekommen als die andern, aber im Hui war er fertig, und machte nun einen Diebsgriff in Bernhards Mütze. Auch in Bernhard regte sich nun wieder etwas; schon hatte er die Hand erhoben, um den Unverschämten zum zweiten Mal Mores zu lehren. Wie aber Clemens dieß sieht, schüttet er ohne Weiteres seinen Rest in Davids Kappe, und sagte begütigend: „Sei doch ruhig, da hast du die meinigen. Was würden doch die Leute denken, wenn man uns gar auf der Straße zanken sähe?" Jetzt schlug doch David die Augen nieder und stahl sich still weg; Clemens aber sagte den andern freundlich gute Nacht, und kam recht zufrieden und vergnügt nach Haus.

63. Der erste Preis.

In der Schule, welche Clara besuchte, war es eingeführt, daß am Ende jedes Jahres die geschicktesten und besten Schülerinnen Preise bekamen. Das Schuljahr neigte sich zu Ende, und manches Kind machte sich Hoffnung auf einen Preis. Wer aber wird den ersten bekommen? Die Prüfung muß dieß entscheiden. Die Prüfung kommt, die Zeugnisse werden gemacht und — Clara hat den ersten Preis! Nicht nur wegen ihrer Fortschritte im Lernen, sondern hauptsächlich auch wegen ihres sittsamen und freundlichen Betragens gegen Jedermann hatten ihn die Lehrer ihr zuerkannt. Den folgenden Tag war Vakanz, und Clara durfte mit ihrer liebsten Freundin, Marie, auf ein benachbartes Oertlein spazieren gehen. — Wie sie nun so recht vergnügt über die Wiesen dahin gehen, begegnete ihnen Katharine, eines Metzgers Tochter, welche auch diese Schule besuchte, mit ihrer Mutter. Als Katharine Clara erblickte, fieng sie an zu weinen, und ihre Mutter ergoß einen Strom von Schimpfworten über Clara, weil diese, wie sie behauptete, ungerechter Weise ihrer Katharine vorgezogen worden sei; ihre Katharine sei die geschickteste in der ganzen Schule, und habe doch nur den dritten Preis bekommen; aber das komme eben da her, daß Clara ein Herrenkind sei und ihre Tochter nicht u. s. w. Clara war über diese unvermutheten Vorwürfe ganz erschrocken, faßte sich aber, und erwiederte der Frau: „sie habe sich ja den Preis nicht selbst gegeben, der Oberlehrer habe ihn ertheilt;

Katharine sei wohl fleißig gewesen, aber —" hier stockte sie; Marie aber nahm sich ihrer an und fuhr fort: „Ja freilich, wenn es nur auf Fleiß und Geschicklichkeit ankäme, hätte Katharine wohl den ersten Preis bekommen mögen, aber die ist ja so unartig und streitsüchtig, daß keine mit ihr auskommen kann." Jetzt erhob das Weib erst ihre Stimme, schimpfte abscheulich auf Lehrer und Kinder und lobte ihre Katharine so laut, daß die Leute am Wege stehen blieben, um zu hören, was da vorgefallen sei. Da war das Beste, was Clara thun konnte, daß sie Marie an der Hand nahm, und gieng; es that ihr am wehesten, daß auch ihr Lehrer verunglimpft worden war. — Am andern Morgen trat Clara in der Schule heraus — um zu klagen etwa? — Katharine mochte so etwas fürchten, sie wurde blaß; aber hätte sie hören können, was Clara sagte, sie wäre vielleicht roth geworden. Clara bat schüchtern, der Lehrer möchte ihren Preis auf Katharine übertragen. Auf die Frage, wie sie zu diesem Wunsch komme, gab sie zur Antwort: Katharine sei doch die geschickteste unter ihnen; aber der Lehrer erklärte ihr: „Nicht um der Geschicklichkeit willen allein, sondern um der ganzen Aufführung willen ist der Preis dir, Clara, und nicht Katharinen zuerkannt worden. Sei du ganz ruhig darüber, er gehört dir unbestritten." Nun wurde sie verlegen und sagte: „Katharine möchte unzufrieden darüber sein, und sie möchte lieber im Frieden mit ihr auskommen." Dieß freute den Lehrer, und er wollte ihr eben antworten, als ein anderer Lehrer hereintrat und ihm den gestrigen Vorfall erzählte. Sie freuten

sich nun beide um so mehr über Clara, und hießen sie ruhig sein, der Friede sollte hergestellt werden, ohne daß sie ihren Preis abtrete. „Fahre so fort, liebes Kind,“ sagte der eine, „so wird dich Gottes Friede umgeben, die Friedfertigen heißt der Heiland Gottes Kinder. Sei du Gottes Kind, so werden dich auch die Menschen lieben.“ Nach des Lehrers Worten geschah es auch, er redete ruhig und freundlich mit Katharinens Mutter, die nun einsah, daß Clara den Preis verdient hatte und sich zufrieden gab. So hatte sie Frieden und Ruhe von innen und außen, und das war noch der schönste Preis.

64. Die wilden Thiere.

Emil, der Sohn eines reichen Kaufmanns, erhielt von seinem Vater zur Meßzeit zwei Gulden geschenkt, die er verwenden durfte, wie er wollte. Da waren nun auf dem Markte mehrere große Bretterbuden, worin zu sehen waren: ein Löwe, ein Tiger, eine Hyäne, Schlangen, Papageien und viele andere seltene fremde Thiere. Schon außen, wo sie gemalt zu sehen waren, nahmen sie sich so wundersam aus, daß Emil keinen Augenblick anstand, hinzugehen — „das muß ich sehen, es mag kosten was es will.“ Eben wollte er darauf zu, da sah er Joseph, einen seiner Mitschüler, einen armen Knaben, an einer Ecke stehen mit Thränen in den Augen. „Was fehlt dir, Joseph?“ fragte er ihn, aber Joseph antwortete: „Du kannst mir doch nicht helfen, wenn ich dir's auch

sage." „Nun vielleicht doch", und so fuhr Emil fort, in ihn zu dringen, bis Joseph ihm entdeckte, daß die Noth bei seiner armen Mutter zu Hause groß sei. Die Mutter suchte seit des Vaters Tode ihren Unterhalt mit Spitzen-Klöppeln zu verdienen, was aber so wenig abwerfe, daß sie manchen Tag nichts zu essen haben. Um nur Holz zu bekommen, habe die Mutter im vergangenen Winter Alles verkaufen müssen, was sie nur haben entbehren können. Da habe er vorgestern das einzige, was noch übrig gewesen, seinen Sonntags-Anzug der Mutter gegeben, und sie gebethen, ihn gleichfalls zu verkaufen. Lange habe die gute Mutter sich nicht entschließen wollen, und nur seinen dringenden Bitten nachgegeben. „Da hängt er nun in der Trödlerbude dort," fuhr Joseph fort, „gern wollte ich ihn entbehren; entbehrt ja die gute Mutter um meinetwillen so viel, und hat sich schon manchen Bissen am Munde abgespart, um mir etwas geben zu können, wenn ich hungrig aus der Schule komme; nun weißt du ja aber, daß übermorgen das Fest ist, und da muß ich ohne Rock zu Hause bleiben, wenn alle Schulkinder vergnügt sind. Schon habe ich den Trödler gebeten, mir die Kleider nur auf die paar Stunden zu leihen, aber ohne Geldeinsatz will er sie auch nicht eine Minute hergeben." Hier rannen die Thränen häufiger, und Emil dauerte der arme Joseph in der Seele, denn in zwei Tagen erwartete man die Königin, die auf einer Reise durch die Stadt kommen sollte. Da hatte denn der Lehrer ein schönes Lied gemacht, das sollten die Kinder zum Empfang der Landesmutter vor dem Thore

absingen und ihren Weg mit Blumen bestreuen. „Wie viel verlangt denn der Trödler, wenn er den ganzen Anzug wieder abtreten soll?“ fragte Emil. „Ach, die Mutter hat freilich nur vier Sechsbätzner von ihm dafür bekommen, aber um das giebt sie der harte Mann gewiß nicht wieder, wenn ich auch so viel aufbringen könnte.“ „Wir geben ihm einen Zwölfer mehr,“ sagte Emil, „dann wird und muß er dir deinen ganzen Sonntagsanzug wieder herausgeben. Komm nur, komm, damit du deine Kleider wieder bekommst und übermorgen zu dem Feste kannst.“ „Emil, du wolltest — du könntest?“ — fragte Joseph erstaunt. Aber Emil zog ihn mit sich zu der Trödelbude; er wollte nichts mehr von den wilden Thieren. Glücklich löste er die Kleider ein, begleitete den überglücklichen, dankbaren Joseph in seine kleine ärmliche Wohnung, und gab dort den Rest seines Marktgeldes der Mutter des Knaben. Und wunderbar, so begierig er vorher gewesen war, die Thiere zu sehen, so zufrieden war er jetzt darüber, daß er sie nicht zu sehen bekam. Ein Freudenlächeln, das ihr auf dem Gesichte eines betrübten Nebenmenschen habt hervorbringen können, wird euch einen schönern Anblick gewähren, als alles Seltene und Schöne, was ihr sehen könnet.

65. Erwachen und Wachen.

Peter Wruck, der Sohn eines Kaufmanns in einem norddeutschen Städtchen, ward in einem Alter von zehn Jahren in die öffentliche Schulanstalt daselbst geschickt; leider aber hatte er eine Abneigung gegen Alles, was Lernen heißt. Er merkte wenig auf den Vortrag des Lehrers; und wenn er schon wegen der strengen Aufsicht weder schwatzen, noch Possen treiben konnte, so war er doch mit seinen Gedanken entweder auf der Straße oder bei seinen Spielsachen. Zu Hause brachte er seine Zeit mit unnützen Tändeleien zu, und wenn er angehalten wurde, die ihm aufgegebenen Arbeiten auszufertigen, wußte er sich weder zu rathen noch zu helfen. Anfangs half ihm sein Vater; dadurch wurde er noch nachlässiger. Jener bemerkte es, und entzog ihm seine Hülfe. Die Folge davon war, daß er in der Schule immer zu den Letzten und Gestraften gehörte, und daß er nie ein gutes Zeugniß aus der Schule nach Hause brachte. Er war nun einmal in die Trägheit hineingerathen, und hatte nicht Kraft genug, sich herauszureißen. Unterdeß kam die Zeit der öffentlichen Prüfungen, wo manche angesehene Leute und seine Eltern und Verwandten selbst zugegen waren. Als er so ganz und gar nicht bestand, und beinahe bei allen Fragen verstummte, da ergriff ihn eine unaussprechliche Schaam. Mit Bestürzung und Verwirrung sah er, daß seine fleißigen Mitschüler von allen Anwesenden gelobt und von ihren Eltern beschenkt wurden. Dazu fiel ihm jetzt ein, mit welcher

Wehmuth sein Vater eines Tags zu ihm gesagt hatte: „Du Unglückskind, wirst mir wohl niemals Ehre und Freude machen!“ Dieß Alles wirkte tief auf Peters Gemüth. Einige Tage war er wie betäubt. Endlich ermannte er sich, und faßte den ernstlicheu Vorsatz, sich zu bessern. Dieser Vorsatz war gut; allein nun las, schrieb und arbeitete er ohne einige Erholung, und seine Kräfte waren davon bald abgespannt. Er wurde niedergeschlagen, schwermüthig. Nun glaubte er, er habe gar kein Geschick zum Studieren, und bat deßhalb seine Eltern, ihn Soldat werden zu lassen, weil er irrig dafür hielt, in diesem Stande brauche man nichts zu wissen. Sein guter Vater, der ihn genau beobachtete, brachte ihn aus seinem Irrthum, und gab ihm weise Rathschläge, wie er lernen solle. Er entwarf ihm eine Tagesordnung, bei welcher Arbeit und Erholung gehörig miteinander abwechselten, und durch deren Beobachtung er in kurzer Zeit ein ganz anderer Mensch wurde. Dazu hatte er das Glück, an seinem Schulgenossen Ferdinand einen Freund zu gewinnen, der durch seinen regen Eifer ihn stärkte und ermunterte. Er arbeitete nun niemals allein, immer gemeinschaftlich mit ihm, und nun mit einer viel geringeren Anstrengung, mit weit mehr Lust und Liebe. Das Lernen ward ihm nunmehr leicht und lieb, und so war es möglich, daß er in anderthalb Jahren alles Versäumte nachholte. Dabei war er stets heiter, blühend und glücklich.

66. Das Osterfest.

In einem der frühern Kriege der deutschen Kaiser mit den Türken war ein Christenknabe in die Gefangenschaft der Muhamedaner gekommen, und wuchs nun unter ihnen auf. Aber mit Vaterland und Freiheit verlor er nicht den seligmachenden Glauben, in welchem wir den Himmel zum Vaterland haben und auch der gefesselte Sklave frei ist von der Sünde. Frühe war der Knabe mit diesem Glauben bekannt geworden, und er verlor ihn auch in seiner Dienstbarkeit, getrennt vom Vaterlande, nicht aus dem Herzen. Einst mußte er, unterdessen schon zum Mann herangewachsen, am Auferstehungsfest des Herrn den Acker pflügen; hier arbeiteten nur seine Arme, sein Herz und Mund aber feierten das Osterfest. Er sang mit heller Stimme die deutschen Lieder: „Christ ist erstanden ꝛc." — „Also heilig ist der Tag ꝛc." — Während er nun so sang, traf ihn unterwegs Ladislaus von Hasenstein aus Böhmen, der gerade als kaiserlicher Gesandter nach Konstantinopel reiste. Der Gesandte, verwundert, hier ein deutsches Lied zu hören, springt aus dem Wagen und fragt ihn: wie er hier zu einem geistlichen und zu einem deutschen Liede komme? Nun erzählte der Gefragte seine Geschichte, und schloß die Erzählung mit den Worten: „In mein christliches Vaterland werde ich wohl nimmer zurückkommen, aber meinen christlichen Glauben werde ich auch unter den Türken behalten. Ich weiß, es ist heute Ostern, und wenn gleich meine Glaubensbrüder dem Leibe nach so weit von

mir entfernt sind, so feiere ich doch mit ihnen in Gemeinschaft unsers Herrn das Auferstehungsfest."

Wenn in der Türkei oder im heißen Afrika wie im kalten Grönland zur selben Stunde dieselben heiligen Lieder gesungen werden wie mitten in unserem Vaterland, ist das nicht eine liebliche Wirkung des Einen Geistes, der „die ganze Christenheit auf Erden berufet, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben?"

---

67. Der zornige Tischler.

Wie abscheulich eingewurzelte Laster sind, sieht man zum Ueberdruß an Andern, an sich selbst aber will es der Mensch, wenn es ihm nicht von Gott gegeben wird, nun einmal nicht erkennen; da ist er blind. Aber um so größer ist die Wohlthat, wenn sich Jemand unserer annimmt, durch den uns der barmherzige Gott zur rechten Erkenntniß bringt.

Prinz Ludwig von Burgund, der Vater des Königs Ludwig XV. von Frankreich, war in seiner Jugend von äußerst wilder Gemüthsart. Man weiß, daß er Uhren zertrümmerte, die ihm zu langsam zu gehen schienen. Sein Erzieher, der fromme Fenelon, bot Alles auf, um den Prinzen von den Fehlern des Jähzorns und der Ungeduld zu heilen; aber alle seine Gelassenheit und Sanftmuth wollte lange nichts nützen. Alle Vorstellungen

fruchteten wenig. Sein Erzieher ergriff daher ein anderes Mittel. Der Prinz hatte eines Tages im Jähzorn seinen Kammerdiener geschlagen. Fenelon kam dazu, und fand seinen Zögling noch zitternd vor Zorn. Ohne ihm Vorwürfe über sein Betragen zu machen, sagte er nur zu ihm: „Mein Prinz, es wird gut sein, daß sie sich nach einer heftigen Gemüthsbewegung ein wenig zerstreuen. Gehen Sie doch in das Kabinet mit den schönen Tapeten, dort arbeitet eben ein sehr geschickter Tischler; das wird sie zerstreuen.“ Ludwig gieng hin. Der Tischler ließ sich durch die Ankunft des Prinzen nicht stören, bis dieser Einiges von seinem Handwerkszeug in die Hände nahm; bald wollte er dieses, bald jenes von ihm wissen, und zwar nicht in dem bescheidenen Tone, der einem Knaben geziemt, sondern gebieterisch und unartig. „Prinz,“ hob nun der Tischler an, „Sie werden einmal mich und mein Handwerkszeug in Ruhe lassen! Lassen Sie Alles liegen!“ — Einen solchen Ton war der Prinz nicht gewohnt. Er würdigte den Tischler keiner Antwort, wühlte aber desto mehr, diesem recht zum Aerger, in den Handwerksgeräthschaften herum. „Sie lassen entweder die Sachen liegen,“ schrie hierauf der Tischler, „oder Sie packen sich aus dem Zimmer; Sie hindern mich nur in meiner Arbeit!“ Jetzt gerieth der Prinz in Zorn, und fragte mit von Grimm entstellter Miene den Tischler: ob er wohl wisse, wer er wäre? mit dem Zusatze: „Seine Grobheit solle ihm theuer zu stehen kommen.“ Dieß war das verabredete Zeichen, daß der Tischler noch gröber wurde, und mit den Worten

schloß: „Ich rathe wohlmeinend, Prinz, daß Sie sich pakken, sonst stehe ich für nichts; denn wenn mir die Galle überläuft, so kenne ich Niemanden, und Sie sind mit Armen und Beinen bei mir nicht sicher. Ich laß' es auf's Aeußerste ankommen, es mag auch daraus entstehen, was da will, das gilt mir gleich!" Dabei sah der Tischler ihn mit einem so wüthenden Blicke an, machte so krampfhafte Bewegungen mit der rechten Faust, daß der Prinz schnell das Zimmer verließ. Er gieng sogleich zu Fenelon, klagte ihm mit dem bittersten Unmuth, wie ihn der Tischler behandelt habe. Fenelon erwiederte ihm ganz ruhig: es sei freilich sehr zu bedauern, daß dieser so geschickte Mann von der Leidenschaft des Jähzorns gänzlich sich beherrschen lasse. „Indeß," setzte er hinzu, indem er den Prinzen scharf ansah, „müssen Sie am meisten Nachsicht mit ihm haben, denn Ihnen geht es nicht besser." Hiedurch ließ sich aber Ludwig noch nicht zurecht weisen, sondern widersprach dem Lehrer, und gerieth dabei abermals so sehr in Zorn, daß er ihn auf's Gröbste beleidigte. Fenelon überließ ihn daher für jetzt sich selbst, und gieng, ohne ein Wort weiter zu sagen; am folgenden Tag aber stellte er ihm auf's Nachdrücklichste vor, wie sehr er sich verfehlt habe. Er zeigte ihm, daß seine hohe Geburt ihm nicht im mindesten zur Entschuldigung diene, wenn er sich einem solchen Laster, wie der Jähzorn, überlasse. Im Gegentheil müsse er noch viel eifriger als Andere streben, davon frei zu werden, da ein Fürst noch viel mehr Schlimmes damit anrichte als Andere. Noch viel weniger dürfe er sich et-

was darauf einbilden, daß er ein Prinz sei; dieß sei nicht sein Verdienst, sondern Gottes Gabe. Oder wenn er glaube, man müsse es für ein Glück ansehen, sein Lehrer zu sein, so sei er vollends ganz und gar im Irrthum. Bloß aus inniger Empfindung der Liebe für den Vater des Prinzen habe er, Fenelon, die Mühe übernommen, ihn zu erziehen, wolle ihn aber jetzt bitten, ihn derselben zu überheben." — Dieß war dem Prinzen ganz unerwartet und brachte ihn außer Fassung; jetzt sah er seinen großen Fehler ein, und bat den Lehrer reuevoll um Verzeihung, bat ihn mit Thränen, ihn nicht zu verlassen. Dieser Vorfall machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn; nun fanden die Worte Fenelons erst Eingang. Aber eben so tief wirkte die Erinnerung an den Tischler; so oft sein Blut aufwallte, trat das Bild des zornigen Tischlers vor seine Seele, er fühlte tief, wie häßlich der Zorn den Menschen mache, und suchte sich zu fassen. So legte er nach und nach seinen Fehler ab, und änderte sich so sehr, daß er selbst wegen eines in der Hitze ausgestoßenen Wortes sich nachher bittere Vorwürfe machte.

So wälzte er sich einmal, nachdem er sich Nachts zu Bette gelegt hatte, lange unruhig hin und her. Sein Kammerdiener, der in demselben Zimmer schlief, fragte theilnehmend: „Was fehlt Ihnen, mein Prinz? Ist Ihnen nicht wohl? Befehlen Sie etwas? ich will gleich aufstehen!" „Ach," seufzte hierauf der Prinz, „ich kann nicht einschlafen, wenn du mir nicht verzeihst, was ich heute früh' in der Uebereilung zu dir gesagt habe." Der Kammerdiener

hatte wohl schon vergessen, daß der Prinz am Morgen in augenblicklicher Hitze ihm einige harte Worte gesagt hatte, und bat ihn, sich doch ja dieß nicht zu Herzen zu nehmen. Nun erst beruhigte sich Ludwig und fand den Schlaf.

Wer den Bemühungen der Eltern und Lehrer so wacker beisteht wie dieser Prinz, der wird auch mit frohem Dankgefühl erfahren dürfen, daß sie nicht vergeblich sind.

68. Die Pfirsiche.

Begangene Fehler vor den Eltern verbergen wollen, ist die schlimmste und gefährlichste Untugend, die sich wie eine Scheidewand zwischen die Kinder und ihre Eltern legt, daß sie kein rechtes Vertrauen und keine rechte Liebe zu ihnen mehr haben können. Wenn ein Kind aber sie bekannt und Verzeihung erhalten hat, kann es seinen Eltern wieder frei in's Gesicht sehen, und Alles sagen, was es auf dem Herzen hat.

Wilhelm und Hannchen durften, wenn sie sich gut aufgeführt hatten, im Garten spielen, man hatte ihnen aber gesagt, daß sie ohne besondere Erlaubniß durchaus nichts abbrechen oder essen sollten. Einst spielten sie an einem schönen Tage recht vergnügt darin, giengen dann miteinander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freuten sich darüber. So kamen sie auch an ein junges Pfirsichbäumchen, das zum erstenmal trug und einige wunderschöne Früchte hatte, welche die Mutter, ob-

gleich sie reif waren, stehen ließ, bis der Vater von der Reise zurückkäme. Da sahen sie nun zwei derselben unter dem Bäumchen liegen, die eben herabgefallen waren. Wilhelm vergaß das Verbot der Mutter, langte darnach, aß eine, und gab Hannchen die andere, die sie auch verzehrte. Aber als sie damit fertig waren, erinnerte sich Hannchen des Verbots der Mutter. „Ach, lieber Wilhelm,“ sagte sie, „nun wird unsre gute Mutter recht böse auf uns werden; was wollen wir machen?“ Wilhelm: „Ei, sie weiß es ja nicht.“ Hannchen: „Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm. Du weißt ja, sie verzeiht uns immer, wenn wir nur unsere Fehler gestehen.“ Wilhelm meinte: „Aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.“ Hannchen: „Und wenn sie uns nun straft, so thut sie es ja aus Liebe, und wir werden es dann künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.“ Wilhelm: „Du hast recht, liebes Hannchen. Aber wird sie nicht wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß, — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.“ Hannchen: „Ich auch nicht, lieber Bruder, aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie es erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Woher würden wir auch nur den Muth nehmen, sie anzusehen? Müßten wir nicht vor Schaam erröthen, wenn sie uns liebkosete und uns ihre lieben Kinder hieße, und wir dieß nicht verdienen?“ Wilhelm: „Ach, liebe Schwester, ich sehe schon, du weißt das besser als ich. Komm, wir wollen hingehen und ihr unsern Unge-

horsam gestehen.“ Sie giengen nun Hand in Hand hin zu ihrer Mutter. „Liebste Mutter,“ sagte Hannchen, „wir sind ungehorsam gewesen, strafe uns nur, wie wir es verdienen. Aber sei uns nur nicht böse oder kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot beim Anblick schöner Früchte bloß vergessen.“ Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan hatten, ganz wie es hergegangen war. Die gute Mutter, als sie das hörte, freute sich inniglich über die Aufrichtigkeit ihrer Kinder, küßte und herzte sie.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorrede 3
1. Kurzer Lebenslauf und seliges Ende 7
2. Die früh-reife Frucht 10
3. Das Tagebuch 11
4. Der bethende Königssohn 12
5. Das tägliche Brod 15
6. Die Fußwaschung 18
7. Das zerbrochene Körbchen 20
8. Das Gespräch am Bache 22
9. Die Blumen-Sprache 24
10. Leiden eines Königs-Sohns 25
11. Das Stiefkind 31
12. Die verschmähte Arznei 32
13. Fasten bei vollem Tische 34
14. Die junge Mutter 36
15. Der Sprung 39
16. Heinrich von Armagnak 41
17. Die Locken 44
18. Der Zwerg vor dem Kaiser 45
19. Hülfe um Hülfe 49
20. Die Kranken-Speise 52
21. Der verborgene Geber 53
22. Die Verwandlung 54
23. Des Bettelknaben Gabe 55
24. Die Schamröthe 56
25. Theresens Dank 58
26. Die Krankenwärterin 60
27. Das verwüstete Blumenbeet 62
28. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen . 66
29. Was thut's denn, wenn ich sterbe? 67
30. Der Abschied 69
31. Das Gefängniß 72
32. Der Wegweiser 74
33. Der Mantel. 75
34. Der Spaziergang auf dem See 75
35 Sibirische Wanderung 78

Inhalt.

Seite

36. Die unterbrochene Urtheils-Vollstreckung 82
37. Der kleine Proviantmeister 83
38. Das Gemslein 85
39. Die gesegnete Nachtherberge 88
40. Der Gang zur Schule 93
41. Der Gewitter-Regen 95
42. Der Blinde 97
43. Die Stecknadel 103
44. Was ein guter Hacken werden will, krümmt sich bei Zeiten 106
45. Die geretteten Papiere 109
46. Nichols, der Wollhändler 116
47. Das Regensburger Schiffermädchen 118
48. Der augenscheinliche Beweis 119
49. Der junge Löschmann 121
50. Die gefährliche Last 123
51. Das Verhör 125
52. Das Rebhühner-Nest 127
53. Das gequälte Pferd und sein Beschützer 128
54. Der Vögel Brodhaus 130
55. Der freigelassene Pflegling 133
56. Die Kohlmeisen 135
57. Das Kirschen-Bäumchen 138
58. Der gefundene Schatz 140
59. Die beiden Sacktücher 142
60. Das übrige Geld 144
61. Der Uhren-Schlüssel 141
62. Die Kirschen 148
63. Der erste Preis 150
64. Die wilden Thiere 152
65. Erwachen und Wachen 155
66. Das Osterfest 157
67. Der zornige Tischler 158
68. Die Pfirsiche 162

☞ Im nämlichen Verlage sind ferner noch nachstehende Schriften erschienen:

Andachtsbuch für katholische Christen. Von einem katholischen Geistlichen der Augsburger Diözese. Dritte Auflage. Mit gnädigsten Approbationen mehrreer bischöfl. Ordinariate. I. Ausgabe auf weißem Velinpapier mit 5 Stahlstichen. 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr. II. Ausgabe auf weiß. Velinpp. mit 3 Stahlstch. 12 ggr. od. 54 kr. III. Ausgabe auf weißem Maschinpapier mit 1 Sthlst. 8 ggr. od. 36 kr.

Anleitung zur gründlichen Buße und wahren Gottseligkeit für Alle, welchen es um ihre ewige Seligkeit aufrichtig und ernstlich zu thun ist. Nebst einer Zugabe von Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Kommunion-, Vesper- und andern Gebeten. Zweite Auflage. 1839. 7 ggr. od. 30 kr.

Feierstunden des Christen, geheiligt durch Betrachtungen und Gesänge. 3 Bände mit Stahlstichen. 1840. complet 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Förch, F. A., kurz gefaßter Unterricht über die heiligen Sakramente der Buße und des Altars für Volksschulen. Dritte Auflage. $^2/_3$ ggr. od. 3 kr.

Der Christ vor seinem Gotte. Ein ernstes Wort der Liebe an die Wanderer zur Ewigkeit. 1838. 2 ggr. od. 9 kr.

Die katholische Kirche Preußens. Eine Bestätigung der Beiträge zur Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. 1838. 6 ggr. od. 24 kr.

Kißinger, D. S., lehrreiche Erzählungen.
1s Bdchn. Der Kampf für die Unschuld. 4 ggr. od. 18 kr.
2s Bdchn. Balduin oder die Roßdecke. 4 ggr. od. 18 kr.
3s Bdchn. Der Onkel aus Amerika. 4 ggr. od. 18 kr.

Lutz, J. G., Zeugnisse von Christo, dem Sohne Gottes und Erlöser der Welt. Dargelegt in einigen Erbauungsreden. Mit bischöflicher Bewilligung. 1839.
1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Nägele, Fr. X., die Festtage in der katholischen Kirche nach ihrer Rangordnung und Reihenfolge. Ein Gebet-, Belehrungs- und Erbauungsbuch für alle Christen. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Vesper-, Beicht-, Kommunion- und andern Gebeten. 1839.

Auf Velinpp. mit 5 Stahlstch.	16 ggr. od.	1 fl. 12 kr.
" " " 3 "	12 ggr. od.	— 54 kr.
Ordinäre Ausgb. mit 1 Sthlst.	8 ggr. od.	— 36 kr.

— — Das Opfer auf Golgatha. Oder Erklärung der Gebete und Gebräuche bei dem heil. Meßopfer, sammt den vorzüglichsten Segnungen der Kirche. 1838.
4 ggr. od. 18 kr.

— — Jesus Christus der Erlöser des Menschengeschlechtes. Oder das Leben Jesu Christi von seiner zeitlichen Geburt bis zu seiner Himmelfahrt. Nebst einer kurzen Geschichte von der Ausbreitung der christlichen Religion. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Vesper-, Beicht-, Kommunion- und andern Gebeten. Eine Belehrungs-, Betrachtungs- und Erbauungs-Schrift für alle Christen.

— — Das betende Kind. Oder: Gebetbüchlein für die katholische Schuljugend. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Vesper-, Beicht-, Kommunion- und verschiedenen andern Gebeten, Litaneien und Kreuzwegandachten.

Seel, Kreuzwegandacht. 1 ggr. od. 3 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Blumenkranz eine Sammlung schöner Züge aus dem Leben frommer Kinder ; ein Geschenk für die christliche Jugend

Neuburg a.d.D. 1841

Paed.pr. 478
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759357-0